Der heilige Born.

Blätter

aus dem Bilderbuch des sechzehnten Jahrhunderts

von

Jakob Corvinus
(Wilh. Raabe).

Wien.
H. Markgraf & Comp.
1861.

Der heilige Born.

Blätter

aus dem Bilderbuche des sechzehnten Jahrhunderts

von

Jakob Corvinus

(Wilh. Raabe).

Erster Band.

Wien und Prag.

Kober & Markgraf.

1861.

Prag, Druck von Jarosl. Pospišil.

Inhalt.

Seite

Der heilige Born.

Erster Theil.

Erstes Capitel

beginnt unter drohenden Aspecten, zeigt aber auch, daß junges Volk sich nicht gleich fürchtet, auch nicht allzu leicht den Muth verliert.

Das Jahr nach der Geburt unseres Herrn Jesus Christus, Ein tausend fünfhundert sechsundfünfzig fing auf eine, klugen Leuten und Einfaltspinseln gleich bedenkliche Weise an.

Seit dem achtundzwanzigsten Februar nämlich blickte alles Volk, alt und jung, vornehm und gering, gelehrt und ungelehrt — mit Grausen und Entsetzen, allabendlich, wenn die Sterne aufgingen, nach einem großen Himmelswunder, welches um diese Zeit mit den gewohnten, freundlichen Lichtern im himmlischen Saal emporstieg und, von Nacht zu Nacht gewaltiger und dräuender werdend, seinen Weg dem mitternächtigen Meerstern zu nahm.

Dieses gräuliche Wunderzeichen und Schrecknitz war von weißer und bleicher Farbe, als ob ein Stern gestorben sei, und nun wegen der Sünden, so auf ihm geschehen, als ein Todtengespenst umgehen müsse, die andern, noch in Leben und Licht wandelnden Geschöpfe Gottes zu schrecken. Es zog einen grausamen Schwanz hinter sich her durch den Luftraum, nach der Meinung und Rechnung der Sternkundigen wohl hundert und achtzig oder noch mehr Meilen lang.

Viele arme Kindlein lagen dazumal krank an der schweren Noth und starben ohne Hilfe haufenweise. Unglück aller Art — Theuerung und Krieg — wurde vorhergesagt, und traf auch in Hülle und Fülle ein.

Erst am letzten April glitt das letzte Stücklein des feurigen Sternenschweifes hinter den Horizont hinab, und wurde von da an nichts mehr gesehen am Nachthimmel, als der gewohnten Sterne „Lauf, Licht und Figur“; und wenn auch auf diesen Kometen nach altem Recht ein gar heißer, schwerer Sommer erfolgte, so that das doch dem nahen Frühling für's Erste nichts.

Im Gegentheil rückte derselbe recht fröhlich und prächtig ein in das Land. Die Frösche hüpften vor aus ihren Schlupflöchern und sonnten sich auf den Wegen, und hatten durchaus nicht die geringste Ahnung davon, daß es besser für sie gewesen wäre, wenn sie in ihren

Winterwinkeln geblieben wären. Bäume und Büsche entfalteten wie gewöhnlich ihre großen Blattknospen und begrünten sich, die Vögel sangen ihre Loblieder, die Eichkätzchen rieben sich den Schlaf aus den klugen Aeuglein, erzählten sich ihre Winterträume und fingen an, muntere Jagden zu halten um die Stämme der Buchen und Eichen. Alles Thierleben regte sich allgemach, munter und guter Dinge, und zuletzt fingen die Menschen auch wieder an freier zu athmen, da sie nur allein die gewöhnlichen lieben Sternbilder, den großen Bär und den kleinen, den Orion und die andern Alle, so viel sie Namen haben oder nicht haben, am nächtlichen Himmelszelt erblickten, ehe sie schlafen gingen; nicht aber mehr das gräßliche geschweifte Ungethüm, dessen Art noch niemals der Menschheit viel des Guten gebracht hat und bringen wird.

Doch so weit sind wir noch nicht!

Am fünfundzwanzigsten März Abends, wo unsere Geschichte ihren Anfang nimmt, steht der Komet noch schrecklich am schwarzen Himmel und durchzieht gleich einem Alles verschlingen-wollenden Drachen die Heerde der übrigen silbernen Lichter.

Die Unruhe und Angst ist noch groß in der Welt; also auch groß in dem Städtlein Holzminden an der Weser, allwo der lutherische Pastor Herr Magister Valentin Fichtner über seinen Studirtisch weg und seinen

Garten, welcher sich gegen den Fluß hinerstreckt, den drohenden Boten Gottes gerade vor Augen hat — recht bequem, um über das Manuscript seines großen Werkes: De Daemonibus, von Zeit zu Zeit durch das Fenster zu ihm auflugen zu können.

Ein geistlicher Herr des neunzehnten Jahrhunderts würde dabei jedenfalls sehr nachdenkliche Rauchwolken aus seiner Tabakspfeife gesogen haben; Ehrn Valentin Fichtner that das aber nicht. Zwar rauchte man bereits um diese Zeit in England das neue virginische Kraut, und nach Portugal schwamm eben über den atlantischen Ocean das Schiff, welches den Leibarzt des spanischen Königs, Philipp's des Zweiten, Don Francesco Hernandez, welcher den Tabak nach Portugal brachte, trug: im deutschen Reich kannte man jedoch dieses tröstende Labsal in jeglicher Bekümmerniß und Bedrängniß, dieses Stärkungsmittel bei jeglicher Arbeit noch nicht. So mußte es denn auch der Pastor Fichtner entbehren; obgleich es ihm gewiß die besten Dienste geleistet haben würde bei der Abfassung des unheimlichen Capitels seines Werkes, an welchem er eben schrieb: „Von den vielen und mancherlei Naturen der Teufel“; bei der Betrachtung des unheimlichen Sternes, welcher ob seinem Studium leuchtete.

Viele dickleibige und vielbändige Folianten und Quartanten hatte der wackere Mann nachgeschlagen, vie-

ler hochgelehrten und frommen Männer Zeugniß hatte er treulich und ordentlich erforscht; und so wollen wir ihm über die Schulter schauen und seine Classification des bösen Princips ablesen von dem Blatte vor ihm.

Da hat er gefunden:

„Zuerst — die Pseudothei, hoc est falsi Dei, das ist, falsche Götzen und abgöttische Teufel, welche sich Gottes allmächtigen Namen anmaßen und wie Gott selbst verehrt werden wollen. Der Fürst dieser Ordnung heißt: Beel-Zebub, ein Gott der Teufel."

„Zum andern — Spiriti mendaciorum, Lügengeister, wie deren Einer aus dem Munde des Propheten Ahab ging. Der Fürst dieser Ordnung ist Python, die Schlange, von welcher der heidnische Abgott Apollo, Epythius genannt wird."

„In der dritten Ordnung stehen die Geister, so man vasa iniquitatis nennt: Instrumente, Werkzeuge und Gefäße aller Sünden, Laster und Schanden. Ihr Fürst ist Belial, ein ungehorsamer, schändlicher und verderblicher Geist."

„Der vierten Art sind die Rachegeister, ultores scelerum; deren Fürst wird Asmodeus genannt. V. Tob. 3."

„In der fünften Ordnung sind die Prestigiatores, die Zaubergeister. Ihr Fürst ist Satan, das ist: Feind und Widersacher Gottes."

„Zum sechsten stehen die aëreae potestates, die Luftgeister. Dieser Fürsten nennen sie Meririm."

„Im siebenten Gliede sind zu zählen die Furiae, die unruhigen Geister, durch welche in der Welt gräuliger Aufruhr, Zwietracht, Haß, Neid, Mord, Empörung und allerlei Uneinigkeit angerichtet wird. Diesen setzen sie zum Fürsten Abadonna, davon in der Offenbarung Johannis am neunten Capitel gemeldet wird."

„Zum achten folgen die Criminatores, die Schmähgeister, deren Fürst ist Diabolus, ein Lästerer. Es thun etliche Gelehrte aber hinzu die Daemones exploratores, welcher Fürst Astaroth sein soll, ein Erforscher und Verführer."

„In der neunten und letzten Ordnung sind die Tentatores et insidiatores, die Verführer und arglistigen Geister, welche dafür gehalten werden, daß ein Jeder insonderheit einen Menschen zu verführen in die Hand nehme. Sie werden auch genii mali, das ist: böse Engel genannt. Den Fürsten unter ihnen nennen sie Mammon."

Das war nun in der That eine diabolische Nomenclatur, bei deren Abfassung ein Theologe des sechzehnten Jahrhunderts wohl scheue Blicke nach dem dunklen Nachthimmel, allwo die Zornruthe des allmächtigen zürnenden

Gottes, der große Komet, in furchtbarlichster Schrecklichkeit brannte, werfen konnte.

Von Zeit zu Zeit erhob sich der Alte auch unruhig genug aus seinem umfangreichen, gradlehnigen, schwarzbeschlagenen Lehnsessel und trat, die Feder in der Hand, an das niedere Fenster seiner Studirstube. Dann schüttelte er jedesmal bedächtig, sorgenvoll das ergrauende Haupt, und hatte seine zweifelnden Gedanken, ob der im vorigen Jahre zwischen kaiserlicher Majestät und den protestirenden Ständen zu Augsburg abgeschlossene Religionsfriede wohl stichhaltig und von Dauer sein werde.

„Was Gott nicht hält, das geht zu Grund,
Wenn's gleich auf eisern' Mauern stund!"

murmelte er mehr als einmal, wenn er so stand und die sorgengefurchte Stirn gegen die kalten Glasscheiben drückte.

Jedesmal ging er schwer seufzend zurück zu seinem Tisch und seiner Arbeit, und die stumpfe Feder nahm ihren abgebrochenen Weg wieder auf über das handfeste Papier jener Zeiten.

Wahrlich, es mußte das Papier damals handfester sein als das unsrige!

Sie schrieben mit gar gewichtiger Faust, die alten Kämpfer im Chorrock und Mönchsgewand, die Kämpfer in ritterlicher Rüstung!

Und die gewaltigen Folianten, die riesenhaften Dintenfässer paßten ganz zu dem Papier und den Handschriften. Wohl waren diese Dintenfässer geeignet, dem Gegner wie dem Teufel damit ein Loch in den widerborstigen Kopf zu werfen!

Und wie das Rüstzeug, so waren auch die Leibesgestalten. Schaut diesen grübelnden Streiter des neuen Glaubens!

Wie vierschrötig, gediegen steht der Mann auf seinen Füßen! Es gehört ein tüchtiger Sturm dazu, diese knorrige Eiche umzuwerfen. Auf dem kurzen Halse über den breiten Schultern hebt sich ein Kopf, wie man ihn sich nicht charakteristischer vorstellen kann. Breite Stirn und breites Kinn, graue, kluge, leuchtende Augen, kurz geschnittenes, graues, sprödes Haar, und ein Bart von gleicher Art und Farbe — sind äußere Merkmale: wer kann das innerliche Feuer des wunderbaren Jahrhunderts, welches aus diesen Augen glüht, malen? Ist nicht dieser lutherische Pastor zu Holzminden ein prächtiges Beispiel dieses Geschlechtes, welches so gewaltig war in seinen Siegen, wie in seinem Unterliegen; in seinen Leiden, wie in seinen Freuden; in seinem Haß, wie in seiner Demuth; in seinem Stolz, wie in seiner Liebe?

Seht ihn Euch an, wie er da sitzt in dem schwarzen, pelzbesetzten Gewande seiner Zeit — tausend und aber

tausend Bilder Euerer Vorfahren in Euren alten Bürgerhäusern zeigen ihn Euch! — —

Und jetzt legte Ehrn Valentin Fichtner, der Prediger der Kirche Gottes zu Holzminden, seine Feder zum letztenmal an diesem Abend nieder und trat wiederum an das Fenster.

„Ja wohl, tentatores et insidiatores!“ murmelte er. „O wie ist die Welt voll davon in jeglicher Gestalt! O wie ist ihrer Zahl Legion!“

Rückwärts über die Schulter blickte er auf das lebensgroße Bildniß des großen Doctors und theuren Mannes Gottes, Martin Luther, welches über dem Kamin von der Wand herabschaute, und neben welchem das Schwert hing, welches Johannes Fichtner, der einzige Sohn des Alten, so wacker geführt hatte bei Ingolstadt, bei Rochlitz und in den bösen Unglücksschlachten bei Mühlberg, wo der Johannes den Ritter- und Märtyrertod für den reinen Glauben starb, wo der Churfürst gefangen wurde, und der schmalkaldische Bund, wie die Zeitgenossen sagten, wirklich zu einem „schmalen“ und „kalten“ Bunde ward.

Das Bild, die Bibel, das Schwert und — die Monica, das waren die vier Schätze, an welchen das Herz des alten Pastors hing in dem Jammerthale dieser Welt.

Das Bild, die Bibel und das Schwert des todten

Sohnes befanden sich an ihrem gewohnten Platze: wo aber war das Töchterlein, die Monica?

„Was hat sie noch zu schaffen im Garten zu solcher nächtlichen Zeit, wenn solche unheimliche Zeichen am Himmelsgewölbe einherziehen?" fragte sich der Pastor Fichtner, welcher plötzlich durch das Knarren einer Thür aus seinen tiefen Gedanken aufgeschreckt wurde, und welcher gleich darauf einen Schatten durch den Garten gleiten sah.

Er nahm sich vor, sein holdes Kind darüber auszufragen während der Abendmahlzeit, und schritt zu dem Kamin, um neues Holz auf die erlöschende Gluth zu werfen; denn man spürte den abziehenden Winter doch noch recht gut an solchem Märzabend, und draußen ging ein gar kühles Wehen. —

Wir lassen den von der Arbeit und dem Nachdenken und der Sorge ermüdeten Prediger seinen Sessel vor die Gluth rücken und übergeben ihn bei den aufknatternden Flammen seinen Träumereien. Wir steigen die enge Treppe hinunter, welche in die untern Räume des Hauses führt, und gelangen durch die Hausflur, vorüber an dem großen Schranke, in welchem die fleißige Monica langsam ihre selbstgesponnenen Schätze an Leinen und feinen Tüchern sammelt und aufhäuft, und allerlei allerliebste

und heimliche Gedanken dazu legt — durch einen abschüßigen, dunkeln, engen Gang in den Garten.

Die jungen, eben sich erschließenden Blattknospen des niedern Gebüsches sind mit Thautropfen behängt, einige frühe weiße und gelbe Blümchen leuchten von den Beeten matt durch die dämmerige Nacht, unter der Mauer des Gartens rauscht und murrt der alte Fluß, und an die Brüstung, gegen den Fluß zu gelehnt, steht die Monica Fichtner und blickt träumerisch scheu über den Spiegel der Weser, in welchem die Sterne und der große Komet ihr tausendfach gebrochenes Bild beschauen. Am gegenüber liegenden Ufer, im Dorfe Stahle leuchten einige helle Hüttenfenster unter dem Wirenberge, auf welchem die Kapelle der holdseligen Jungfrau Maria steht, durch die Nacht. Der hellste Lichtschein fällt aus dem, ebenfalls dicht am Ufer gelegenen, katholischen Pfarrhause, wo der junge Vikarius Festus über seinem Breviarium sitzt, aber ohne darin zu lesen. Der uralte, halb blinde Pfarrer Chrysostomus hat bereits das Lager gesucht; er ist jetzt immer so leicht müde und weiß recht wohl, daß die Stunde nicht mehr fern sein kann, wo er der weckenden Hand und dem leisen Zuruf seines jungen Vikars nicht mehr antworten wird, wo sein Schlummer zu einem ewigen geworden ist. Er fürchtet diese Stunde durchaus nicht, er hofft sogar auf sie. — —

Die Gärten der Bürger von Holzminden erheben sich terrassenförmig in ziemlicher Höhe über dem Fluße, und werden durch schräge, tüchtige Mauern, die aber doch sehr oft nicht ausreichen, gegen die anstürmende Wuth der Frühlingswasser geschützt. Zwischen diesen Gartenmauern und dem Strome läuft ein abschüßiger Kieselweg hin, zertreten von den Schiffern und Schifferpferden. Allerlei verwelkte Wassergewächse des vergangenen Jahres, Narrenkolben, Weiden, Rohr und Schilf flüstern und säuseln und rascheln am Ufer entlang, und dazwischen erschallt jetzt, kaum vernehmbar, ein elastischer Schritt. Ein Schatten schlüpft über den Pfad gegen die Mauer des Pfarrgartens heran: höher und ängstlicher beginnt das furchtsame Herz des jungen Mädchens auf der Höhe zu klopfen.

Jetzt drückt sich eine jugendliche Männergestalt in den Schatten der Mauer und leise ruft's empor:

„Monica! liebe Monica! Bist Du da, liebe Monica?“

Das junge Mädchen kannte diese bittende, fragende Stimme sehr gut, und wenn es bei ihrem Klang auch noch mehr zusammenschrack, so beugte es sich dessenungeachtet schnell vor. Im nächsten Augenblick griff eine Hand über die Brüstung der Mauer, und eine halbe Sekunde später stand der jugendliche Nachtwandler vor

dem Töchterlein des Pastors und hielt ihre Hände in den seinigen.

Die Lippen der Beiden begegneten sich im Kuße, fuhren aber sogleich, wie im höchsten Schrecken über solch' ein ungeheuerliches Wagstück, schnell auseinander, und die Maid schob die ganze Schuld auf den Buben und rief leise:

„Ach böser Claus! wie konntest Du . . .“

Sie sprach nicht weiter, denn der Knabe zog sie tiefer in den Schatten; sie schob nur, wie gesagt, die Schuld des süßen Wagstückes dem Claus allein zu, und das war ihr Mädchenrecht, und der Claus nahm auch alle Verantwortung auf sich.

In dem katholischen Pfarrhause drüben erlosch in demselben Momente das Licht. Der Vikar Festus trat aus der Thür, schritt langsam gegen den Fluß hinab, tauchte die heiße Hand in die kalte Fluth und benetzte damit die glühende Stirn. Er erzitterte dabei, richtete das dunkle Auge auf und sagte ebenfalls:

„Monica!“

Wiederum erzitterte er am ganzen Körper. Seine Zähne schlugen zusammen wie im Fieberfrost. Er wußte, daß er sündige, indem er den Namen eines Mädchens auf solche Weise aussprach — und doch wiederholte er: „Monica!“

„O Du böser Claus," flüsterte auf der andern Seite der Weser das ängstliche Kind, „ich habe es also doch wieder gewagt?"

„Wieder gewagt? Was gewagt? Hieher zu kommen? mich zu sehen? Ach Monica, wie Du wieder sprichst!"

„Ich fürchte mich so sehr! Wenn der Vater es merkte, der Vater, den Du so sehr gekränkt hast? Und schau nur den Stern, den Schweifstern da oben. Sie sagen, er bedeute so viel Unheil. Ach Claus, wenn er uns nur nicht auch Unheil und Schmerzen droht!"

„Ach, laß nur den Vater und den Stern. Was können sie uns thun, wenn wir uns nur nicht auseinander bringen lassen, und da ist keine Noth; denn wir haben uns ja tausendmal versprochen, daß nur der bittere Tod uns scheiden solle. Freilich würde mich der Vater schön vornehmen und aushunzen, wenn er mich hier auf seiner Gartenmauer ertappte; aber er sitzt ja ruhig über seinen dicken Büchern, um welche wir in Unfried auseinander kommen sind. Und was den Stern angeht — na, da sind alle die alten Weiber noch schlimmer, welche so viel Böses und so viele Lügen über mich umtragen und sagen, ich sei ein Taugenichts, ein Nichtsnutz, ein Galgenstrick und noch viel was Schlimmeres! Aber dafür kann ich doch nichts und — ach Monica, ich wäre noch

viel — viel böser, wenn, wenn — Du — Du nicht so gut wärst!"

„Was böse? was gut?" fragte urplötzlich eine wohlbekannte Stimme hinter den beiden jungen Leuten. Monica stieß einen Schrei des Schreckens aus; der Jüngling fuhr unwillkürlich drei Schritte zurück, bis an die Mauer: Ehrn Valentin Fichtnerus, der gestrenge Pastor von Holzminden, stand zwischen den beiden Liebenden und griff erzürnt nach der Hand seiner Tochter.

„Was gut? was böse?" wiederholte er und fuhr fort: „O Gott, heiliger Gott im Himmel! ist es denn eine Wahrheit, daß mein eigen Kind mein graues Haar zum Gespött der Welt machen will und mit einem solchen Buben buhlt in dunkler Nacht?"

„Halt!" rief hier der junge Mann in die Rede des Alten und trat die drei Schritte, welche er zurück gewichen war, wieder vor. „Haltet, Ehrwürden! Eure Tochter, meine liebe, liebe Monica treibt nicht Spott mit Euren weißen Haaren, und ich bin auch kein loser Bube, wenn ich gleich das Latein nicht bei Euch erlernen konnt und mich nicht zum Schulmeisterlein machen lassen wollt, wozu ich schon im Mutterleib verdorben gewesen bin; allwo ich schon nicht hab still sitzen können. Ich will sprechen — Monica — Monica, sage Du ihm, daß Du mich lieb hast und mich lieb haben wirst bis zum letzten

Gerichtstage und drüber hinaus! Sage Du ihm, daß ich gut sein und gut thun will —“

Mit ganz veränderter Stimme fuhr der alte Pastor in die sich überstürzenden Betheuerungen des jungen Mannes hinein. Der Zorn, welcher ihn ob der Aufdeckung des längst geahnten verstohlenen Liebeshandels überkommen hatte, war bereits verraucht; der Pastor griff die Sache jetzt beim rechten Zipfel an: „Und ich sage Dir, Claus Eckenbrecher, daß meine Tochter, die Monica Fichtnerin — mit mir — in das Haus gehet, und Dich, jungen Naseweis und Hausaffen, welchem noch nicht das Gelbe vom Schnabel gewischet ist, hier stehen läßt auf einem fremden Grundstück, bis der Flurschütz Dich mitnimmt als einen Gartendieb und Dir frei Logement im Thurme anweist. Vale, wenn Du's kannst, Du ungerathener Knabe! He, Du Dummkopf willst wohl Deine Frau ernähren mit Deinem Fischfang und Vogelfang? Gedenk an den alten Spruch:

„Drei Jäger, drei Fischer, drei Vogelsteller
Könn'n nicht ernähren ein' Müßiggänger.“

Genug davon — und nun fort, in's Haus mit Dir, Du Gänselein, daß nicht ein Schnupfen auf Dich falle in der Nachtkühle. Ich will Dir auch ein Sprüchlein sagen:

„Halt Dich rein und acht Dich klein,
Sei gern mit Gott und Dir allein,
Mach Dich nicht gar zu gemein,
So bist ein frommes Jungfräulein!“

Ergo, laß den Burschen stehen, bis er hinter den Ohren trocken worden ist! In's Haus mit Dir!“

„O haltet, haltet, Herr Pastore!“ rief Claus Eckenbrecher. „Höret mich erst an; denn ich verspreche Euch, Ihr sollt mich nicht wieder anschauen in langer, langer Zeit.“

„O Claus?!“ flüsterte die arme Monica.

„Halt den Schnabel, junges Ding!“ sprach aber der Alte und wandte sich noch einmal halb zurück gegen den Knaben: „Deine Bedingung ließe sich hören. So sprich denn!“

„Nun also, sehet ehrwürdiger Herr, Euer Töchterlein die Monica, die hole ich mir heim, das stehet so fest, als Gottes Erde — das ist das feste! Und nun sehet, dort oben zieht der grimmige Stern, welcher Mord, Brand, Krieg und wieder Krieg ankündiget — und nun schauet hier meinen Arm, welchen der stärkste Mann nicht biegt, wenn ich's nicht will, welchen ich mir aber abhacke, wenn die Monica es verlangt und darum bittet — und hier meine Hand sehet. Mit diesem Arm und mit dieser Hand will ich mir meine holde Braut,

die Monica erobern, und der liebe Gott wird mir dazu helfen, denn ich bin wahrlich nicht so schlimm, als man mich hält hier in Holzminden, allwo ich's auch satt, übersatt habe."

„O Claus, Claus!" rief schluchzend Monica; aber der Pastor lachte:

„Lirum larum, das ist alles Wäscherei. Da also läuft's hinaus? Recht, folge nur des Teufels Heertrummel, denn das ist doch der langen Rede kurzer Sinn! Merke Dir aber, daß ein allzu großes Maul noch niemalen was Rechtes erschrieen hat. Ich will nichts weiter hören—komm Monica." Damit faßte der Pastor sein händeringendes Töchterlein, welches noch einmal gegen den Geliebten zueilen wollte, bei den Schultern und schob es vor sich her, dem Haus zu, wobei er sagte:

„Geh, geh, Du dummes, einfältiges Dirnlein. Laß den Buben laufen, der nur im großen Teich gut zu fischen vermeint. Hei, mit seiner starken Hand will er Dich erobern. Laß es ihn versuchen; es ist wieder ein altes Wort:

„Wer nach ein'm güld'nen Wagen ringet,
Vielleicht davon ein Rad erzwinget."

Verlier den Muth nicht, Monica; aber voran mit Dir und sorge für das Nachtmahl und bitte Gott, daß er

Dich und den Burschen erleuchte und Euch zeige, was für Kinder Ihr seid, alle Beide."

Damit verschwand der Pastor sammt seinem weinenden, schönen Kinde im Hause. Claus Eckenbrecher hörte mit wirbelndem Kopf und Herzen, wie der Thürriegel vorgeschoben wurde, und stieß dann einen gewaltigen Seufzer aus. Ein Schwindel ergriff ihn, er mußte sich niedersetzen auf die Gartenmauer. Er ließ die Beine baumelnd herabhängen und hatte, trotz seinem großen Muthe, die allergrößte Lust bitterlich zu heulen, und mußte sich sehr zusammen nehmen, daß er nicht durch einen raschen Sprung in die Weser seinem Kummer ein Ende machte und sich auf immer abkühlte von Liebesgluth und Liebespein.

Drüben am linken Ufer ging noch immer der Bruder Festus auf und ab, seufzte und sagte:

„Monica!"

Der große Komet aber stieg immer höher am dunklen Nachthimmel, und die Wasser unten rauschten und murmelten, als ob auch sie zu seufzen und zu klagen hätten, aber ebenfalls ihre Seufzer und Klagen ersticken und unterdrücken müßten.

---

*

Zweites Capitel

handelt von der Berechtigung der Existenz des Städtleins Holzminden und insbesondere von der Berechtigung der Existenz Claus Eckenbrecher's.

Auf dem Rathhause der Stadt Holzminden befinden sich wenige Documente, Urkunden und Belege über die Stadt selbst, und noch weniger oder vielmehr gar keine über den Claus. Wir haben aber trotz dem Zahn der Zeit und den Zähnen der Ratten und Mäuse durch unermeßlichen, fabelhaften Fleiß und nächtliches Studium Mancherlei in Erfahrung gebracht, wofür wir uns den Dank der Gelehrten, welchen wir hier auf diesem Feld den ersten Pfad durch den Urwald bahnten, bei Gelegenheit ausbitten.

Wir beginnen mit der Geschichte der Stadt, sagen, wo sie gelegen ist, was für ein Volk sie bewohnt, und gelangen dadurch endlich auch zu der Vorgeschichte unseres Claus, der eine „historische Figur“ ist und wohl werth, ein wenig aus der Nacht der Vergessenheit an's Licht und unter die Augen und Brillen des deutschen Publikums gehoben zu werden.

Holtesminne oder Holtesmeni oder auch Holtesminnethun hieß bereits zur Zeit Karl's des Großen dieser

vergessene Erdenfleck. Die erste Benamsung steht auf dem alten Stadtsiegel.

Was Minne ist, weiß ein Jeder, oder sollte wenigstens ein Jeder wissen, und Holtesminnethun bedeutet ein gar angenehmes, liebliches, minnigliches Ding und Oertchen am Holze — ein Winkelchen im grünen Walde, versteckt zwischen Berg und Thal — ein Eckchen gemacht für ein glückliches weltvergessenes Dasein! Und wahrlich, es ist gar kein übel gewählter Name für das Nestchen!

Der große Wald, der Solling, zieht sich von Osten und Süden gegen die Feldmark der Stadt hinab, und hübschgeformte Berge blicken über die Stifter Corvey und Paderborn herein. Im Westen erheben sich der Ziegenberg und der Brunsberg über der Stadt Höxter, dann folgt der hohe Röterberg, welcher mit dem alten Brocken die zweifelhafte Ehre theilt, ein Lieblingsaufenthalt, Absteigequartier und Tanzplatz des bösen Feindes und des verruchten, schadenfrohen Volkes der Hexen zu sein. Gegen Nordwest bespült die Weser den Fuß der Klippen des Kiekensteins, welcher mit dem Knapp, der Graupenburg, dem Borrberg und dem Eberstein im Nordosten jenen Theil des Oggegau's — pagus Auga — in welchem die Stadt Holzminden liegt, schließt.

Römische Cohorten sind hier durch den schreckenvollen, geheimnißvollen Urwald gezogen und haben die

gebleichten Gebeine vorangegangener Kriegsgenossen unter Schaudern vor den unbekannten Wäldern, Göttern und Menschen bestattet. Sie haben auch versucht, Siegeszeichen hier aufzurichten wie überall; es ist ihnen jedoch nicht gelungen.

Cherusker und Sachsen haben hier gehaust und letztere hausen hier noch. Die Sachsen hatten auch eine Feste auf dem Brunsberge, einen Ringwall, welchen der große Kaiser Karl mit gewaltiger Heeresmacht belagerte, und welchen Wittekind „de Heertog“ entsetzen wollte, wobei aber ein großer Theil seines Volkes von den Franken in die gelben Fluthen der Weser getrieben wurde und elendiglich umkam die alten Götter anrufend.

Viel könnte ich erzählen von dem Kaiser Ludwig dem Frommen, welcher das Stift Corvey gründete, die Gebeine des heiligen Märtyrers Stephan dahin führte, und darauf mit unendlichem Gefolge von Pfaffen und Laien, singend, betend und sich geißelnd die Reliquien des heiligen Vitus, dessen Bild noch zu sehen ist in der Abteikirche, allwo es steht und den abgeschlagenen Kopf in dem Arm trägt.

Viel könnte ich sagen von den schrecklichen Einfällen und der grausamen Tyrannei der Hunnen; von dem großen Abt Saracho und den berühmten Grafen von Eberstein, deren letzter am Altar der Klosterkirche zu

Amelunxborn erschlagen wurde und begraben liegt, und denen die Stadt Holzminden vor undenklichen Zeiten zugehörig war. Ich bescheide mich aber und sage nur noch, daß die Grafen den Flecken Holtesminne schon im zwölften Jahrhundert zur Stadt machten, und daß die Stadt im grausigen Jahr Eintausend vierhundert siebenundvierzig viel litt, als hier dreißigtausend Hussiten über die Weser gingen, nachdem sie eine blutige, brandschwarze Spur durch das deutsche Land gezogen hatten.

Ich bescheide mich und versetze mich sammt meinem großgünstigen Leser sogleich in das Jahr Eintausend fünfhundert und neunzehn, von welchem Jahre der Vers geht:

„Dusend Fivhundert un Negentein
Ward Dassel leider allto rein.“

Das hat seine Bezüge auf unsern Claus Eckenbrecher, und läuft der Faden davon also:

Die großen Herren damaliger Zeit, Pfaffen und Laien, faßten sich und ihre Unterthanen in ihren Mißhelligkeiten gegenseitig nicht mit Sammethandschuhen an, sondern zerzausten sich, so oft als möglich, weidlich auf eine Art, welche eben nicht die allerchristlichste und gelindeste war, das Fell. So war nun in der berühmten und berüchtigten Hildesheim'schen Stiftsfehde der Flecken Dassel am Sollinge, der gut bischöflich war, von den

Braunschweig'schen übel behandelt und ausgeplündert worden. Als nun im obengemeldeten Jahre des Herrn 1519 die Hildesheim'schen Herren und Obersten, Bischof Johann, Herzog Heinrich von Lüneburg, Karl von Geldern auf der Soltauerhaide so wacker dreingeschlagen hatten, daß sie nicht nur das Heer der Herzoge Erich und Wilhelm sammt dem Zuzug eines ehrbaren Rathes der Stadt Braunschweig vollständig zersprengten, sondern auch die beiden feindlichen Kriegsherren selbst gefangen nahmen; da gedachten die Einwohner von Dassel sich rächen und ihren Schaden ungestraft gleichmachen zu können. Sie überfielen unversehens die feindlichen Dörfer Vorwohlde und Bevern, trieben großen Unfug darin und zogen, nachdem sie ihr Müthlein gekühlt hatten, mit tüchtiger Beute wieder ab. Aber — übel gewonnen, übel zerronnen! — die Sturmglocken riefen die Geschichte bald aus im Lande, und was einen Harnisch, einen rostigen Schild, einen Flammberg, einen Spieß, eine alte Luntenbüchse oder nur eine Mistgabel, einen Dreschflegel, eine Holzaxt aufbieten konnte, war damit bereit und zog unter großem Geschrei aus, den „Pfaffenknechten" ihren Lohn heimzuzahlen und ihnen die Hellebarten, Kraut und Loth zu kosten zu geben.

Zuerst waren die ergrimmten Bürger von Stadtoldendorf, das Volk der Leinweber, auf den Beinen;

ihnen folgten die von Holzminden. Die umhersitzenden Edlen und Ritter, gleich den Wespen und Hornissen, die einen Honigtopf wittern, sattelten ebenfalls und zogen mit ihren Hintersassen den Städtern zu.

Nun kam das Unheil den Leuten von Dassel auf die ungekämmten Köpfe!

Unvermuthet wurden sie mitten in ihrem Triumphe überfallen. Die Feinde stießen die eben erst wieder aufgebauten Häuser des Fleckens mit Brand an und machten so lustigen Kehraus, daß keine Wurst, keine Speckseite, kein Schinken, kein Huhn, keine Gans und Ente, kein Kuh- und Pferdeschwanz im Orte blieb.

Die Chronisten streiten sich über die Kopfzahl des weggeführten Viehes; aber darin sind sie allesammt einig, daß Johann von Grone, Ritter, allein fünfhundert Malter Getreide ausdreschen und nach Jühnde im Göttingen'schen führen ließ.

Ausnahmsweise ging aber das Fest ohne viel Verstürzung von Menschenblut ab. Hans Holtegel, ein Bürger von Dassel, wurde im ersten Anlauf erschossen, und einem Andern, von dem sogleich die Rede sein wird, ward der Prozeß gemacht. Das war Alles und das war wenig.

Das Rathhaus des Fleckens stand in Flammen; Weiber und Kinder schrieen und heulten zwischen den schreienden und heulenden Angreifern; die waffenfähigen

Bürger hatten sich in ihrer Noth in die Kirche und auf den Thurm der Kirche gerettet. Aber auch an dieses heilige Gebäude hielten nun die Sieger in ihrer Wuth die Brandfackel und ließen johlend und brüllend von allen Seiten ihre Hakenbüchsen darauf abgehen, bis sie die unglücklichen Eingeschlossenen auf Ehrenwort: ihnen solle nichts an Leib und Leben geschehen — heraus geräuchert hatten.

Halbgebraten krochen die Männer von Dassel hervor, und man hielt ihnen Wort bis auf ein Bruchtheil, indem man dem Rädelsführer und Hauptthahnen beim übelberathenen Beutezug, Lüdike Leifheit den Kopf auf der Stelle vor die Füße legte.

In diesen Wirrwar versetzen wir uns nun.

Noch brannte es lichterloh rings um die Kirche: die Schafe, Rinder, Kühe, Ochsen blöckten, die Schweine quickten, die Pferde wieherten, die Menschen jammerten und jubelten.

Um die Beute und die Gefangenen tanzten die betrunkenen Sieger gleich Besessenen in der Berserkerwuth ihrer gloriosen Heldenthat, und ruhig hielt sich nur ein Reiter in all' dem Spektakel.

Mann und Roß sind wohl einer Beschreibung werth.

Der Mann trug einen arg vom Rost zerfressenen Brustharnisch über einem langgedienten, abgeschabten,

hellgrünen Wamms, einen eingedrückten grünen Spitzhut mit einer rothen Hahnenfeder, an welcher die Ratten genagt zu haben schienen. Ein Faustrohr hatte er vor sich quer über den schäbigen, mit einem Schaffell überzogenen Sattel gelegt, und ein breites, kurzes Schwert hing an einem breiten Bandelier an seiner linken Seite. Auch fehlte nicht ein tüchtiges Dolchmesser im Gürtel an der Rechten. In der rechten Hand hielt er eine Trompete, welche eigentlich seine Hauptwaffe war — er nannte sich Tileke Eckenbrecher und war Stadttrompeter von Holzminden.

Kleine, schwimmende, blinzelnde Augen blickten lustig und verwegen über eine große, rothe, versoffene Nase, unter welcher ein verwahrloster Schnauzbart struppig über einen sehr respectabeln Mund herabhing.

Eine gewisse zwanglose Ungebundenheit sprach sich in allen Bewegungen des Mannes aus und schien sogar sich auf gewisse Weise dem Reitthier desselben, welches ganz zu seinem Reiter paßte, mitzutheilen.

Hochbeinig, hager, das Knochengestell behangen mit einem schlotternden, viel zu weiten, abgetragenen fuchsfarbenen Fell, stand es da und schien, gleich seinem Herrn, sein Seelengaudium an dem vorgehenden Spaß der Plünderung von Dassel zu haben und die ganze Sache für eine höchst angenehme Abwechselung des Alltags-

lebens zu nehmen. Für gewöhnlich ging es nämlich neben einer schwarzbunten Kuh einträchtiglich vor dem Pfluge oder dem Mistwagen und

dulce est desipere in loco. — —

Seit man die unglücklichen Burschen von Dassel aus ihrer qualmenden Kirche hervorgezogen hatte, hatte Tileke Eckenbrecher seine ganze Aufmerksamkeit einem jungen Weibe zugewandt, welches bis zum letzten Augenblick mit großem Geschrei sich dem kurzen Prozesse widersetzte, den man mit dem armen Teufel Lüdike Leifheit machte.

Dem gutmüthigen Bürgermeister von Holzminden hatte dieses Weib die Gewährung der Gnade abgefleht und abgejammert; aber leider war der Bürgermeister von Stadtoldendorf, die Ritter und das wüste, grimmige Volk aus den Bergen unerbittlich geblieben. Der Bürgermeister von Holzminden mußte also das Ding laufen lassen, wie es lief, so daß der armen Alheit Leifheit endlich nichts mehr übrig war, als sich die Haare zu raufen über dem kopflosen Tölpel Lüdike, ihrem — seligen Manne.

Der Stadttrompeter von Holzminden schüttelte bedachtsam das würdige Haupt, schneuzte sich mit dem Daumen und dem Zeigefinger, und strich mit dem spiegelblanken Aermel unter der Nase her — alles aus Rührung!

Sein Fuchs schüttelte natürlich ebenfalls den verwegenen Kopf und blickte grade so seltsam verstört unter dem kurzen Stirnhaar hervor, wie sein Herr unter seinem in die Stirn gezogenen Hute.

„Alle Hageldonnerwetter — das ist ein Vergnügen!“ sagte der Stadttrompeter von Holzminden. —

Als nun zuletzt keine Häuser mehr zu verbrennen, keine Töpfe und Pfannen mehr den unglücklichen Weibern vor der Nase zu zerschlagen waren, als alles Vieh und sonstige Werthvolle unter die Plünderer vertheilt war, Holtegel und Leifheit nach besten Können und Kräften abgethan waren, fing die Heldenschaar an, auf den Abmarsch aus dem verwüsteten Flecken zu denken, und fand, daß dem nichts mehr im Wege stand.

Man knebelte also zum Beschluße sechzehn der angesehensten Einwohner von Dassel die Hände auf dem Rücken zusammen, um wo möglich späterhin noch Lösegelder von ihnen zu erpressen, theilte sich auch darin, und dann zogen Ritter, Bürger und Bauern, sehr zufrieden mit ihrem Tagewerk am Martinsabend Eintausend fünfhundert und neunzehn, von dannen, ein Jeglicher in seine Heimath.

Das war die fünfte Verheerung, welche Dassel im Laufe des gesegneten sechzehnten Jahrhunderts auszustehen hatte!

Einige Weiber nahm man ebenfalls als gute Beute mit, und der Bürgermeister von Holzminden, wie gesagt, ein weichherziger Herr, welcher in seinem Heimwesen bedeutend unter dem Pantoffel stand, hatte nichts gegen die Bitte seines Stadtpfeifers, sich der Alheit Leifheit annehmen zu dürfen, einzuwenden.

„Bei Gott und Sanct Georgens Gaul,“ sagte Meister Eckenbrecher, „es soll nichts Unehrenhaftes damit gemeint sein, Euer Gestrengen! 's ist mir nur von wegen der Einsamkeit in meinem Haus. Zu Holzminden will sich Keine meiner erbarmen, und so mag das arme Ding mir das Wesen führen und mich zu Ordnung anhalten.“

„Und das Letztere ist Euch so nothwendig, wie das liebe Brot! Na, setzt nur das arme Geschöpf auf den Wagen dort und sprecht ihr ein wenig Trost zu und sagt ihr: ich könne nichts dafür, daß die Geschichte vorhin so übel ausgelaufen sei.“

„Soll geschehen, Euer Gestrengen!“ sprach der Stadttrompeter, und that, wie ihm geheißen war.

Man brach auf.

Nun gab es auf dem Wege durch den Sollingerwald genug Gelegenheiten für den Trompeter, dessen sich keine mitleidige weibliche Seele in seiner Heimathsstadt annehmen wollte, die blutjunge Witwe von Dassel über

den Verlust ihres rothköpfigen Ehemannes zu trösten, und es ist historisch zu beweisen, daß Meister Tileke Eckenbrecher keine einzige dieser Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen ließ. Fort und fort trabte der Fuchs im Hahnentritt dicht neben dem Wagen her, auf dem die Alheit auf einer bunten Kiste, welche einst ihren Brautschatz enthalten hatte, saß. Es ist ebenfalls erwiesen, daß die Witwe nur auf der Hälfte des Weges ihr Gesicht weinend in der Schürze verbarg, daß sie dann anfing, von Zeit zu Zeit prüfende Seitenblicke auf die drollige Gestalt ihres Beschützers zu werfen, und daß sie sich zuletzt sogar in ein Gespräch mit demselben einließ und seine Tröstungen seufzend aber ganz bereitwillig annahm.

Im allerbesten Einvernehmen langte das Paar in Holzminden an, wo Glockenklang und weißgekleidete Jungfrauen und ein Lobgedicht die tapferen Sieger empfing, und wo der Trompeter der Marodeurswitwe bald darauf den annehmbaren Vorschlag that, nach einem anständigen Trauerjahr seine eheliche Hausfrau zu werden.

So etwas wäre gottlob jetzt freilich nicht mehr möglich; aber im Jahre Fünfzehnhundertneunzehn waren die Herzen noch lange nicht so zart organisirt, wie heutzutage!

Damals stand die Zeit der ewigen Prügeleien in ihrer Blüthe. Wer keine Püffe und Knüffe vertragen

oder sie nicht mit Zinsen wieder heimzahlen konnte, der war übel berathen, verloren und verkauft, und wurde unter die vom Weltschmerz Erfaßten gerechnet. Eine regelmäßig und unaufhörlich fortgesetzte Bearbeitung der Epidermis bleibt denn auch nicht ohne Einfluß auf die seelischen Zustände der Menschheit, und stärkt nicht nur den Körper, sondern auch den Geist.

So hatte es durchaus nichts Auffälliges, daß ein Jahr nach der Verbrennung von Dassel, Tileke Eckenbrecher, der Stadttrompeter von Holzminden, und Alheit Leifheit, die Witwe des enthaupteten Lüdike, durch einen Benediktinermönch aus Corvey für die Zeitlichkeit und die Ewigkeit zusammen gegeben und genietet wurden. Der selige Gatte mochte darüber oben im blauen Himmel soviel oder sowenig Betrachtungen anstellen, als ihm gutdünkte.

Die neue Ehe wurde bis zum Jahre 1530 in kürzern oder längern Zwischenräumen mit einem Kinde gesegnet, welches aber jedesmal, nachdem es kaum die Wände beschrieen hatte, der Welt wieder Valet sagte. Dann trat hierin ein Stillstand ein bis zum Jahre 1535, wo ein allerletzter Versuch, die Erde zu bevölkern, mit Erfolg gekrönt wurde; indem er unserm Claus Eckenbrecher das Leben gab, seiner Mutter jedoch das ihrige kostete.

Der Vater Tileke hatte auf diesen letzten Sprößling eigentlich gar nicht mehr gerechnet und durchaus nicht Anstand genommen, seine einstigen Erben soviel als möglich um ihre Freude wegen seines etwaigen Abscheidens zu betrügen. Sein ganzes Hab und Gut fast hatte er als ein lustiger Kauz zu seinem eigenen Vergnügen verjubelt, trotz der wiederholten Einsprache seiner Hausehre, die manchliebesmal über das schöne Sprichwort:

„Liebschläge fallen wie Rosenblätter“

zu seufzen hatte.

Musikanten waren schon in jener Zeit ihres grenzenlosen Durstes wegen bekannt, und Hof und Haus, Kuh und Pferd glitten noch leichter als jenes Kameel durch das Nadelöhr, die Gurgel des Trompeters hinab. Darob färbte sich die Nase des Wackern röther und röther, als schäme sie sich des übrigen Kerls. Sonnenuntergangsfärbig beleuchtete sie im Jahre 1540 Tileke Eckenbrecher's Uebertritt in die ewige Seligkeit, an deren Eingangsthür der heilige Peter beim Anmarsch des Trompeters jedenfalls höchst verwundert und verlegen auf dem Schlüssel blies. —

Somit haben wir gezeigt, daß es eine Stadt Holzminden gibt, und bitten unsere Leser, die Existenz unseres jetzigen Helden, Claus Eckenbrecher's anzuerkennen.

Wir lassen denn auch zur Belohnung den Vorhang

fallen, und ziehen ihn erst wieder im folgenden Capitel auf, wo sich die Welt verändert hat, wie noch nie in so kurzem Zeitraum auf Erden; wo Mancherlei, was vorher oben gestanden hat, nach unten gekommen ist, und umgekehrt; wo aber Claus Eckenbrecher als ein zwanzigjähriger junger Bursch in Wehmuth und Kummer noch immer auf der Mauer des Pfarrgartens sitzen wird! —

Drittes Capitel.

Wie Herr Philipp von Spiegelberg, Graf zu Pyrmont mit dem Abt von Corvey zu Tisch saß, einen Brief erhielt, dem Gemeinwesen von Holzminden einen gewaltigen Schreck einjagte und den Claus Eckenbrecher mit sich nahm.

Ja, was war Alles in dem kurzen Zeitraum von 1519 bis 1556, dem Jahre des großen Kometen, geschehen in der Welt!

Welche Namen hat während dieser Spanne Zeit die Geschichte eingegraben auf ihre ehernen Tafeln!

Was knüpft sich Alles an die leuchtenden Zeichen: Karl der Fünfte — Franz der Erste — Soliman der Große — Luther — Melanchthon — Zwingli — Calvin — Ulrich Hutten — Albrecht Dürer — Cortez —

Magelhaens — Thomas Münzer — Fiesko — Ariosto — Rafael — Michel Angelo — Theophrastus Paracelsus — Lucas Kranach — Kopernicus — Holbein — ?

Die Bibel war übersetzt, der Jesuitenorden gegründet, und der Zwiespalt der deutschen Nation war zum Besten der Welt, zum Jammer des Vaterlandes aber, von nun an auf lange, lange schwere, sich mühende, ringende Zeiten ein Factum geworden!

Und diese Theilung des Volkes in die zwei großen geistigen Heerlager war auch auf den kleinen Schauplatz unseres stillen Weserthals nicht ohne Wirkung geblieben. Von dem rechten Ufer des Stromes war der Katholicismus ziemlich vollständig verdrängt worden durch das Licht der neuen Lehre. Die gelben Fluthen rauschten hier nun als Grenzmarke der beiden Glaubensparteien, in welche sich die Nation geschieden hatte.

Doch was schwatzt der Geschichtenerzähler davon?

Möge er sich genügen lassen, von dem zu sagen, was er versteht, und möchte er seine Nase nicht in Dinge stecken, welche sehr kluge Leute besser verstehen, als er. —

Jetzt zogen nicht mehr die Cisterziensermönche von Amelunxborn, die Benedictiner von Corvey, die Franziskaner aus den Paderborn'schen Klöstern auf der rechten Seite der Weser umher, zu taufen, zu trauen, zu firmeln und zu begraben. Ueberall saßen hier die luthe-

rischen Pastore bereits fest genug in den lutherischen Pfarrhäusern neben den lutherischen Kirchen, deren Thurmhähne nach wie vor nur nach dem Wind sich drehten und nicht nach den großen Weltbegebenheiten.

In Holzminden aber saß Ehrn Valentin Fichtner, predigte das unverfälschte, reine Wort Gottes und schrieb an seinem gelehrten Werke: De Daemonibus. Ehrn Valentin hatte noch den großen Doctor zu Wittenberg lehren hören, und war ihm mit aller Glut der Seele zugefallen. Er war auf derselben Universität zum Magister gemacht worden und hatte bald darauf eine Nonne aus einem aufgehobenen und ausgeflogenen Kloster geheirathet. Catharina hieß diese treue Gefährtin, welche ihm den Johannes und die Monica geboren hatte und dadurch selig wurde, wie Catharina von Bora, deren Bildniß Meister Lucas Kranach zu Wittenberg mit der Inschrift gemalt hat: K. von Bora salvabitur per filiorum generationem, d. i. Catharina von Bora wird selig werden durch Kindergebären.

Längst ruhte nun die Gute auf dem Stadtkirchhof zu Holzminden dicht neben der Kirche unter einem schmucklosen Leichenstein, auf welchem nur das Jahr ihrer Geburt und ihres Todes eingegraben war, auf welchem aber ebenso gut wie auf jenem römischen Stein hätte stehen können:

Fuit lanifica, pia, pudica, frugi casta, domiseda.

Catharina Fichtnerin ahmte nicht jener dritten Catharina, dem Ehegespons des guten Philipp Melanchthon nach, von der Camerarius leider schreiben muß, sie sei et victus et cultus negligens gewesen. Catharina Fichtnerin war fromm, eine gute Hausfrau und Mutter, sandte mit blutendem aber ergebenem Herzen den einzigen Sohn in den heiligen Krieg, beweinte ihn, und starb drei Jahre nach der Geburt der kleinen Monica, welche im Jahr 1556 kaum achtzehn Jahr alt war, und welche der Taugenichts Claus Eckenbrecher mit seinem starken Arm erobern wollte.

Wir lassen die Todten und schauen wieder nach, wie die Lebendigen mit den Collisionen des Lebens fertig werden!

Mancherlei trieb sich unter den wirren, blonden Locken und der harten Hirnschale Claus Heinrich Eckenbrecher's im Kreis, wie er in seinem Kummer auf der Mauer des Pastorengartens saß und, wie man zu sagen pflegt, mit den Beinen den Esel ausläutete. Mit dem, was ihm sein Vater als Erbtheil hinterlassen hatte, war er ohne große Mühe bald genug fertig geworden. Von hundert Bürgern und Bürgerinnen Holzmindens haßten und fürchteten ihn neunundneunzig wie das Wildfeuer,

den Brand im Getreide, oder den Fuchs im Hühnerstall und den Marder auf dem Taubenschlag. Er war verrufen wie der Türke und der Pabst, und sämmtliche Hausväter der Stadt hätten ihn, seiner Streiche und Eulenspiegeleien wegen, nur allzugern zu Brei geklopft, wenn sie es gewagt hätten. Aber ein Jeder hütete sich wohl, in ein Wespennest zu schlagen, und ein Jeder kratzte sich gar bedenklich und trübselig hinter dem Ohr, wenn er des Schwanzes gedachte, den der Claus, als ein Anführer und Häuptling aller wilden, unbändigen Gesellen des Gemeinwesens, hinter sich herzog.

Die Monica aus dem Pfarrhause war bis jetzt fast das einzige Menschenwesen gewesen, welches den Tollkopf bändigen konnte. Und Thränen, bittere Thränen rannen eben diesem Tollkopf jetzt über die Wangen, wie er daran gedachte, daß die gute Maid ihn nun nicht mehr ausschelten und nachher, hinter dem Rücken des Vaters, streicheln und küssen werde; sintemalen der „Alte“ nun gar scharfe Wacht halten werde mit seinen scharfen Augen, und Fußangeln und Selbstschüsse legen würde durch den ganzen Garten und rund um das Haus und rund um das holde Töchterlein her.

Eben dieser Alte hatte es versucht, sich einen Gotteslohn an dem verwaisten Claus zu verdienen, indem er denselben nach dem Tode des Trompeters, als Niemand

sonst sich um die junge Brut kümmern wollte, in's Haus nahm. Er gedachte dabei seiner eigenen hungrigen, durstigen, frierenden Jugend, seines Gesanges vor den Thüren mildherziger Leute, und wie er zuletzt doch ein stattlicher, wohlangesehener Mann und Pastor zu Holzminden geworden sei, mit Gottes Hilfe durch Gebet und Arbeit. Er hatte sich vorgenommen, aus dem Jungen etwas Rechtes zu machen — einen Lateiner, einen Gelehrten, ein Licht der evangelischen Kirche. Aber er hatte die Rechnung abgeschlossen, ohne das Musikantenblut und das Dassel'sche Räuberblut, welches in den Adern seines Zöglings floß, als Factoren aufzustellen. Je gedeihlicher der Bube an Körper aufwuchs, desto weniger wollte er mit den Büchern zu schaffen haben, und er fürchtete dieselben fast so sehr, wie die Nachbarn ihn fürchteten. Am liebsten strich er in Wald und Feld umher auf der Jagd, nach Vogelnestern und dergleichen. Wie ein Fisch konnte er schwimmen, laufen wie ein Rehbock, klettern und springen wie ein Eichhorn. Körperliche Schmerzen und Anstrengungen achtete er nicht, um desto mehr aber geistige. Wie viele Prügel bekam er! Wie viel Gleichnisse, gute Lehren und Exempel ließ er zum rechten Ohr hinein, zum linken hinaus gehen!

Gutmüthig war der Bursch, eine frische, helle Stimme hatte ihm die Natur ebenfalls gegeben, mit ihr auch ein

feines Gefühl für jede Musik, sei es, daß sie hervorgebracht wurde durch herumziehende Sänger und Pfeifer, oder durch die Vögel im grünen Wald, oder durch die Orgel in der feierlichen Kirche. Sein Lieblingsinstrument blieb aber das ganze Leben hindurch die Trompete — das hing ihm an, wie die Erbsünde.

Die Jahre kamen und gingen: der Knabe wuchs heran gleich einer jungen Tanne, welche einen guten Stand hat. Was er wollte, lernte er, und der Pastor Valentin Fichtner hielt es für sehr wenig. Er sagte deshalb auch seinem Zögling öfters voraus, daß er ihn einmal aus dem Hause werfen müsse und werde. Und — dictum, factum! — nach einer großen Klage sämmtlicher Nachbarn und Nachbarinnen trat das Vorhergesagte ein.

„So geh', wenn Du es nicht besser haben willst, Du verlorener Sohn. Geh', und komm' mir nicht wieder vor die Augen; in Unschuld wasch' ich meine Hände!"

Und der Claus ging.

Beim Abschiednehmen wurde ihm zum erstenmal klar, daß er die kleine Monica doch recht lieb habe und daß er wirklich ein recht großer Schlingel sei.

Aber er ging doch, seine Reuethränen herunterschluckend, und lief mit einem Geleitbrief des guten Pastors zu einem Förster in Solling, dessen Freundschaft er schon lange erworben hatte und der ihn in seinem

halbwilden Waldleben gern aufnahm. Hier, im düstern Forst, bildete er sich in allen den Künsten, an welchen sein Herz hing, mit größerm Eifer aus, als er in dem stillen Studirstüblein des geistlichen Herrn zu Holzminden an den Tag gelegt hatte. Er lernte mit der Armbrust und der Büchse umgehen, lernte jeden Laut und Ton der Vögel und Vierfüßler des Waldes nachahmen, so daß ihm der Jäger in Hellenthal bald das Zeugniß geben mußte: es stecke ein waidgerechter Jägersmann in ihm.

Auf allerlei Kreuz- und Quer-Wegen schlug sich Claus Eckenbrecher durch die Welt bis zum fünfundzwanzigsten März des Kometenjahres 1556, wo er uns zum erstenmal vor die Augen trat. Wie alle im wilden Wald ohne Gnade, dem Erdenleben, von einem Mißgeschick Betroffenen, gab er sich, nachdem der Pfarrherr sein weinendes Töchterlein fortgeführt hatte, einem etwas verworrenen Selbstgespräch hin, welches endlich in folgenden Worten zum Abschluß gelangte:

„Ja, ich muß fort! Hier ist's vorbei für mich! Ich muß in die weite Welt; ich halte es hier nicht mehr aus. Wahrlich, ich will sehen — bei Sankt Georgen Gaul! wie mein Vater sagte — ob es hinter den Bergen auch noch Menschen gibt, oder ob da wirklich Alles mit Brettern vernagelt ist, wie die Dummköpfe meinen. Ja, in der weiten Welt will ich mir die schöne Braut erobern.

Ach Gott, wenn ich sie nur gleich mitnehmen könnte, die Monica! O Du lieber Gott, warum hab' ich doch keinen Sinn und Schick gehabt für's Lernen und für die grausamen Bücher. Wenn der Alte nur wollte, so könnte sich wohl Alles machen; aber der Alte will ja nicht! — ach, der Alte, der Alte!"

Der Redner stand plötzlich auf den Füßen und schlug die Arme über einander:

„In die weite Welt!"

Der Nachtwind, welcher in seinen Haaren wühlte, schien ihm zuflüstern und auseinandersetzen zu wollen, daß die weite Welt, welche er aus Erfahrung kenne, wohl das beste für ihn — den Claus — sein werde.

„Aber wohin? wohin?"

Claus rieb sich die Stirn, biß die Zähne auf einander, und war eben daran, zu beschließen, die Sache sich während eines ruhigen Schlafes in der Dachkammer eines seiner Kameraden zu überlegen, als eine ungewöhnliche Lichterscheinung am Horizont seine ganze Aufmerksamkeit erregte und ihn für's Erste noch festbannte auf der Mauer des Pfarrgartens.

In der Biegung, welche die Weser in der Nähe der Tonenburg macht, schlug plötzlich ein rother Schein empor, wie von vielen Fackeln oder von einer Feuersbrunst.

Zugleich glaubte Claus den Klang ferner Trompeten und Hörner zu vernehmen.

Er täuschte sich auch nicht. Die Töne näherten sich, und bald wurde es ihm deutlich, daß der Feuerschein ebenfalls nicht an einer Stelle hafte, sondern sich langsam den Fluß hinunter bewege.

Nach einiger Zeit vernahm der aufmerksam Horchende zwischen dem Hörnerklang deutlich jubelnde Menschenstimmen und lauten fröhlichen Gesang.

„Holla! Was giebt's da! Alle Teufel, was ist das?“ .....

Das war Herr Philipp von Spiegelberg, der Graf zu Pyrmont, welcher von einem Besuche beim Abt von Corvey, einem sehr liebenswürdigen und gastfreundlichen Herrn, zurückkehrte nach seinem Schloß am heiligen Born und seiner Grafschaft, nachdem er einen sehr dringenden Brief von seiner ältesten Schwester Ursula erhalten hatte und dadurch zu seinem höchsten Aerger und zu größester Unruhe aus dem angenehmen Leben der reichen Abtei aufgestört worden war.

Dieser Brief, geschrieben in der Orthographie der Damen jener Zeit, welche — ich meine die Rechtschreibung — noch ein klein wenig schlechter war, als die, in welcher die weiblichen Gemüther heutiger Aera ihren Herzchen in Schimpf und Glimpf Luft machen, lautete, nach-

dem der junge Graf mit Hilfe des Abtes die „Uilen un Apen“ — Eulen und Affen — welche das Papier bedeckten, mühsam zu Buchstaben und Worten umgesetzt hatte, folgendermaßen:

„Viel und sehr geliebter Herr Bruder!

Der Walburg und meinen besten Gruß allzuvoran Euch und unserm Herrn Abt von Corvey, dessen geistlichen Segen wir allhier in Ehrfurcht erbitten. — Kehrt doch, geliebter Bruder, nachdem Euch dieses zu Handen geworden ist, sobald heim, als es angehen wird; denn wir finden uns allhier in großer Verlegenheit, und schwindelt uns armen Weiblein der Kopf mächtiglich. Es hat sich auf einmal angefangen das bresthafte Volk um unsern heiligen Born zu sammeln, daß nun eine fast große Vergadderung daraus worden ist, und Niemand hier weiß, was noch daraus werden wird. Erst kam es einzeln, wie Tropfen vor dem Platzregen, dann immer mehr und mehr, gleich dem Platzregen selbst, in ganzen Strömen. In hellen Haufen hat sich urplötzlich das Volk versammelt, und jetzt liegt in allen unsern Dörfern und in Lügde und weit in's geistliche Land hinein Alles voll. Ja, sie haben in den Gehölzen umbher ein ordentlich Heerlager aufgeschlagen, thun großen Schaden an Wild und Wald, und ist ihnen nicht zu wehren und zu steuern.

Liebster Bruder, fahret doch heim; es thut weidlich Noth, daß Ihr zu Land und Leuten sehet!

Die Knechte sitzen Tag und Nacht zu Pferde, Ordnung zu halten. Sie kommen aber nicht dazu, weil der Herr im Haus fehlt. — Viel Gaukler und fahrend liederlich Gesindel hat sich allbereits auch schon angesammelt, und treibet ein bös, gottlos Wesen. Lieber Bruder, kommet doch gleich, das Volk hat nichts zu essen, denn es ist ja nicht vorgesehen und vorgesorgt. Kommet doch ja bald, Philippe; kommet gleich!

Sonst sind wir mit Gottes Hilfe hier allgesammt wohl und heil, aber sehr unruhig in dem großen, schreckhaften Lärm und Getümmel.

Es sind auch Briefe für Euch ankommen, geliebter Bruder, welche wir nicht geöffnet haben, sintemalen sie so große Siegel tragen, von Brandenburg und von Koburg.

Der Herr nehme Euch und unsern lieben Herrn Abt und Gastfreund in seinen Schutz!

Eure Schwester

Ursula von Spiegelberg.

Nachgeschrift: Wir haben viel geschlagen Holz verkauft an die geistlichen Herren zu Paderborn, und der Walburg weiße Stute hat geworfen ein schwarz Füllen.

Ursula und Walburg."

Weidlich hatte der junge Graf zu Pyrmont geflucht, und sehr nachdenklich und bedächtig hatte der Abt von Corvey das ehrwürdige tonsurirte Haupt geschüttelt und das milde, glänzende Gesicht in düstere Falten gelegt, als Beide über der Mittagstafel das schwesterliche Nothschreiben zwischen den geleerten und vollen Flaschen und Humpen, den geleerten und vollen Schüsseln studirten, während der kothbespritzte Bote an der Thür wartete und das abgejagte Roß desselben im Schloßhofe auf und ab geführt wurde.

Dann hatten beide Herren — der geistliche und der weltliche — diesen Boten weitläufig ausgefragt, und derselbe hatte eine umständliche Beschreibung von dem „seltsamen, tollen, unerhörten" Leben und Wesen in dem grünen Waldthal von Pyrmont gemacht.

Darauf hatte der Abt betrübt gesagt:

„Da ist nichts weiter zu machen, Philippe! Die armen Weiblein scheinen in der That drunten in großer Noth zu sein. Also — macht, daß Ihr nach Haus kommt, Philippe!"

Und der Herr von Spiegelberg, welcher den gastlichen, geistlichen Herd gar ungern so bald verließ, fluchte noch ingrimmiger als zuvor, und schlug mit der geballten Hand auf den Tisch, daß alles Geschirr klirrend hoch aufhüpfte.

„Bei des Teufels Schnupftuch, das hat man nur von dem heilsamen Wasser, der allzugesunden Gottesgabe! Nichts als Aerger und Noth und Schaden! Der böse Feind hole den Spaß — wartet, ich will Euch auskehren, wenn ich heimkehre!“

Ob solcher bösen, unbedachten Worte bekreuzigte sich jedoch der Abt, verwies sie ernstlich seinem jungen Gaste in einer zierlich gesetzten Rede und hob die Tafel auf. Darauf hielt er dem Grafen eine zweite, noch eindringlichere Rede über seine gottlose Ansicht von der Sache, daß endlich Herr Philipp, wenn auch mit Widerstreben, einsah, der alte Herr habe Recht.

Die Abreise des Gastfreundes wurde schon auf denselben Abend festgesetzt. —

Wohl war es unangenehm genug, dem behaglichen Leben, dem guten Keller, der vortrefflichen Küche der berühmten Abtei auf so schnöde, schnelle Weise den Rücken wenden zu müssen! Wer konnte es dem jungen Grafen verdenken, daß er, nachdem sich der Abt entfernt, seinen Gefühlen doch noch nach Herzenslust Luft machte?

Nichts desto weniger aber befahl er seinem Gefolge, sich zur Abreise bereit zu halten.

Auch in die große Halle des Klosters schlug die unerwartete Nachricht ein gleich einem Blitzstrahl aus heiterem Himmel. Rosse und Reiter schüttelten darob traurig

resignirend die Köpfe, und gewaltiges Getöse bewegte die Gewölbe und Höfe der sonst so stillen Abtei. Schon wurden auf Befehl des Abtes die Schiffe des Stiftes gerüstet und die Ruderer aufgeboten; denn der Graf zu Pyrmont wollte seine Heimfahrt wenigstens so lustig als möglich machen, und zog die Wasserfahrt dem Ritte quer durch das Land vor.

Gegen fünf Uhr des Nachmittags war Alles bereit zur Fahrt die Weser hinunter.

Drei große Kähne lagen unter den hohen, noch kahlen Kastanienbäumen am Ufer des Flußes, und nahmen gegen sechs Uhr die Mannen von Pyrmont auf.

Der erste Kahn trug ein Zelt, geziert mit den Farben der Abtei. In dieses stieg gestiefelt und gespornt, äußerlich beruhigt, aber innerlich grollend, Herr Philipp sammt seinen Adelburschen, seinem Bannerträger, seinem Stallmeister und zwei Hornbläsern. In die beiden andern größern richteten sich die Knechte ein. Neben jedem Reiter stand das aufgezäumte Roß.

Jetzt wurden Fässer mit Getränken, gut gegen die kühle Nachtluft, herbeigetragen und ebenfalls in die Schiffe gebracht. Der Abt sammt seinen Mönchen gab den scheidenden Gästen das Geleit bis an's Ufer. Noch einmal entstand ein bedeutendes Händeschütteln zwischen Laien und Pfaffen, Betheuerungen, Freundschafts- und

Dienstversicherungen aller Art mischten sich darein; dann stießen die Ruderer ab vom Lande und unter lautem Zuruf glitten die Schiffe in die Mitte des Flusses.

Die Hörner bliesen der gastlichen Abtei und ihren frommen Bewohnern zu Ehren zum Abschied ein lustiges Stücklein, die Reisigen riefen: Halloh und Vivat — die Rosse wieherten und ließen sich kaum bändigen, die Pagen schrieen: Heil dem Bruder Kellermeister! Heil dem Küchenmeister! Dreimal Heil dem Herrn Abt von Corvey!

Die guten Benedictiner aber, mit ihrem freundlichen Abt an der Spitze, winkten vom Ufer mit den Händen und den Sacktüchlein, und lachten fröhlich in geistlicher Decenz ob dem unverhohlenen Unmuth, mit welchem ihre Gäste schieden. Die Hintersassen der Abtei drängten sich ebenfalls an das Ufer von den Klosterfeldern her und schrieen ebenfalls aus vollem Halse: Vivat! Vivat! Heil! Heil!

Aber schon ward die Dämmerung zur Nacht. Die Sterne und der große Komet mitten unter ihnen traten hervor am Himmelsgewölbe. Auf den drei Kähnen zündete man die mitgenommenen Fackeln an. Lustig spiegelte sich der Feuerschein im Strom, in den Brustharnischen der Reisigen, in den Bechern, in den Augen und Allem, was sonst noch glänzen konnte.

Jetzt riefen die Glocken der in Nebel und Dämme=

rung schwindenden Abtei zur Abendmette, und aus der Ferne drang leise das Geläut der Stadt Höxter herüber, während das protestantische Ufer stumm liegen blieb.

Vorüber glitten die Berge und die Ebenen, die Dörfer und die einzelnen Gehöfte und Häuser.

„Ho, ho, immer donne! immer donne!“ erklang der Ruf der Ruderer, wie sie sich kräftig an die Ruder legten. In den beiden letzten Schiffen stimmten die Männer mit rauhen unharmonischen Kehlen ein Wanderlied an, welches gar keine üble Wirkung machte. —

Nun lief der Schein der Fackeln an der Tonenburg herauf. Aus Albaxen strömten die aufgeschreckten und neugierigen Bauern haufenweise an das Ufer — nun war der Augenblick gekommen, wo Claus Eckenbrecher von der Mauer des Pfarrgartens verwundert nach dem seltsamen Lichterglanz auf dem Fluße ausschaute.

Aber nicht allein die Aufmerksamkeit der Albaxener Bauern und des Claus wurde erregt, sondern ein jäher Alarm lief blitzschnell durch das ganze Städtlein Holzminden. Boten eilten zum Bürgermeister Herrn Henning Uhlenhut und zum fürstlichen Amtmann.

Das Volk stürzte aus den Häusern in die Gassen und hinunter zum Fluß, und manch' eine Abendsuppe wurde kalt darob und manch' ein Krug voll Bier wurde schaal und stand ab.

Die wackeren Bürger, nun schon wochenlang durch den gräulichen Kometen in großer Aufregung gehalten, witterten in dieser ungewöhnlichen Lichterscheinung das verderbenbringende Geschick, welches der Schweifstern verkündigt hatte. Sie waren der Meinung, nun nahe das Schrecknis, nun komme Krieg, Mord und Brand, nun seien die bösen Zeiten des Glaubenskrieges von Neuem vor der Thür.

Mit unbegreiflicher Schnelligkeit hatte sich die Panik durch die Stadt verbreitet. Es wurde ein Leben in den Gassen, wie wenn der Ruf durch's Dorf erschallt: Der Weih kommt! der Weih kommt! ein schwarzer Punkt, kaum bemerkbar dem unbewaffneten Auge in der blauen Luft schwebt, und Weiber und Hühner vor Angst und Noth nicht wissen, wohin!

Die Muthigsten der Bürger langten die verrosteten Hakenbüchsen von den Wänden und sahen sich nach Pulver, Kugeln und Lunten um; Spieße und Hellebarden wurden aus den Winkeln gerissen, die alten Schwerter umgeschnallt, oder auf die Schulter gelegt, wenn die Mäuse das Lederwerk zerfressen hatten. Bickelhauben wurden auf gekämmte und ungekämmte Köpfe gestülpt, Brustharnische wurden umgeschnallt! —

Die Hasenherzen dagegen und die Weiber warfen trostlose Blicke auf die Tapfern und auf ihre Habseligkeiten,

ließen das Werthvolle unbeachtet und suchten mit zitternden Händen allerlei Rumpelei zusammen, um sich im Nothfall damit zu retten aus der hereinbrechenden Verwüstung und dem Weltuntergang.

Der Bürgermeister Uhlenhut, der Amtmann, die Rathsleute und alles Federvieh sammt Ferkeln, Hunden, Katzen und Kindern war befehlend, rufend, gockernd, schnatternd, quitschend, bellend, miauzend, kreischend urplötzlich auf den Beinen.

Wer konnte wissen, was da feurig die Weser herabschwimme, ob der Kaiser, der Teufel, der Pabst oder der Türke? Alle vier gleich gefürchtet zu jener Zeit von den Anhängern Martin Luthers.

Auf dem von der alten Burg der Grafen von Eberstein allein noch übrig gebliebenen festen, runden Thurme brachten die strategischen Genies des Gemeinwesens die einzige, verrostete Karthaune, welche die Stadt besaß, in solche Lage gegen den Spiegel des Flußes, daß wenigstens sein Schuß — wenn es Gottes Wille sein sollte, und das alte Ding losging — ein Boot voll Uebelthäter und Raubgesindel treffen und in den Grund bohren könne.

Reisig häuften andere Kriegskundige an der Fähre zusammen, um es beim Näherkommen des Abenteuers in Brand zu setzen, damit man doch sehen könne, mit wem man es eigentlich zu thun habe.

Hinter den Holzhaufen, welche zum Verflößen am Ufer bereit lagen, postirten sich die besten Schützen der Stadt, die Männer, welche gewöhnlich den Vogel auf dem Schützenhofe abschossen, und eifrig bliesen sie ihre Lunten an.

Der Pfarrer Fichtner, welcher den Chorrock übergeworfen, die Bibel in die Tasche gesteckt und das Schwert seines Johannes unter den Arm genommen hatte, schritt hie und wieder durch die Menge, ermuthigend, tröstend, beruhigend, wie es einem muthigen, echten Seelenhirten zukam; überall herrschte Verwirrung und Noth, und der einzige Gleichmüthige und Sorglose in diesem wimmelnden und aufgestörten Ameisenhaufen war Claus Eckenbrecher. Er sah sogar den kommenden Schrecknissen mit einem gewissen kitzelnden Behagen entgegen. Zu verlieren hatte er nichts, und vielleicht konnte er Alles gewinnen, wenn ihm das Schicksal wohl wollte und ihm eine Gelegenheit gab, die holde Monica aus hundert Fährlichkeiten zu retten.

Wie vortrefflich würde es dann sein, wenn der „Alte“ nun einsähe und einstände, der Claus sei doch ein ganz ausgezeichneter Bursche! Wie hüsch würde es sein, wenn er — der Alte — aus Dankbarkeit ihn — den Claus — auf der Stelle mit der holden Monica copulire, und alles Volk von Holzminden dabei stünde, mit

abgezogenen Hüten und jämmerlich dem Claus das angethane Unrecht abbitte!

Mochte der Feuerschein bringen was er wollte, dem Claus Eckenbrecher sollte es nicht zum Schlechten ausschlagen!

Der Bube hatte längst seinen Lugaus auf der Mauer des Pastorengartens aufgegeben, und trieb sich nun, die Hände in den Taschen, das kohlblattähnliche Barett mit der Falkenfeder verwegen zur Seite gerückt, am Ufer der Weser umher, um das nahende Abenteuer aus der ersten Hand zu haben. Den Bürgermeister Uhlenhut, welcher in zitternder Hast, obgleich er vollkommen nüchtern war, einherwackelte gleich einem alten Bacchanten oder einem Leinweber — trat er auf den Fuß, ohne sich nur zu entschuldigen. Ja, der abscheuliche Bösewicht lachte sogar noch hämisch über den Würdigen, welcher sich kaum regen konnte unter seinem Panzer und seiner Sturmhaube. Noch unverschämter aber geberdete sich der Eckenbrecher, als der Vater der Stadt verlangte, Claus möge ihm das gewichtige Schwert tragen, bis es zur Schlacht komme.

„Davon schreibt Lucas noch lange nichts!“ brummte das Dassel'sche Blut. „Tragt's Euch selber, oder reitet darauf; aber schneidet Euch um Gotteswillen um Eurer Frau wegen nicht daran!“ lachte der Spötter und drehte

sich auf den Fersen kurz um und wies dem ehrbaren Herrn den Rücken. Der Bürgermeister sah sich wüthend nach seinem Rathsdiener um, daß er den verwegenen Burschen beim Kragen nehme. Da aber Schöppelmann, der Stadt-Haltefest, eben mit an der Donnerbüchse auf dem Hauptthurm beschäftigt war, so mußte der ergrimmte Herr seine Rache verschieben.

Näher und näher kam der Fackelschein, immer deutlicher vernahm man die Hornklänge, das Geschrei der Schiffenden. Immer größer wurde die Angst und Aufregung des Städtleins Holzminden.

Jetzt war das Schreckniß grade der Stadt gegenüber funkensprühend und waffenblitzend!

Eine tiefe Stille trat ein; die tapfersten Herzen klopften sehr vernehmbar, die stärksten Kniee schlugen an einander!

„Eins — zwei — drei! . . . Drei Schiffe! Drei Schiffe voll Bewaffneter!“ ging es durch das athemlose Volk. Die Lunten waren aufgeschroben, die Spieße gesenkt; Alles hielt sich bereit zur muthigen Abwehr des unbekannten Feindes, und das blutdürstige, brandsüchtige, heillose Geschöpf, der Komet richtete vor Vergnügen seinen Schweif steilrecht empor, und manch' ein ehrlicher Bürger behauptete nachher sogar, es habe damit gewedelt.

Und nun hielten die Schiffe grade auf das rechte

Ufer und die Stadt zu; aber damit — endete auch die Angst, denn zwischen dem Jauchzen und Rufen vernahm man deutlich ein lustiges und friedfertiges Becherklingen, aus Schlachtgesängen wurden Trinklieder: einige scharfäugige Bürger erkannten die Farbe des Zeltdaches über dem ersten Kahn und die Zeichen des Banners, welches sich im Vordertheil entfaltete.

„Die Klosterschiff' von Corvey! die Fahn' von Spiegelberg! das Banner von Pyrmont!" schallte es jubelnd aus jedem Mund. Alle Noth und Angst machte sich in einem unendlichen Geschrei Luft. Jedes Herz wurde leicht, jede Brust athmete freier!

Man feuerte zum Willkommensgruß die Büchsen in die Luft und versparte die Ladung der Karthaune auf eine andere Gelegenheit. Man sprang und tanzte das Ufer entlang, man fiel sich um den Hals, langjährige Feinde schlossen einander in die Arme.

Fröhliches Getümmel drängte sich um die landenden Schiffe und um Herrn Philipp von Spiegelberg, welcher grüßend an das Land trat und nicht wenig über den geharnischten Bürgermeister und seine mit allerlei Schwierigkeiten verknüpften Verbeugungen lachte. Noch mehr lachte der der Stadt wohlbefreundete Herr über die verworrene Erzählung der Bürgersleute und den unnöthigen

Angstschweiß, den sie sich immer noch von den Stirnen wischten.

Der Graf zu Pyrmont war ein lustiger junger Bursch, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, und fuhr nicht gern umsonst in solch lauer Vorfrühlingsnacht den alten Weserfluß hinab.

Die hübschen niedersächsischen Mädchengesichter in den Hausthüren und Fensteröffnungen den Strom entlang, die Wirthshäuser rechts und links, waren wohl schon manchmal eines kleinen Aufenthaltes werth, und ein lustiges Abenteuer war auch nicht zu verachten. Ob das hübsche Mädchen oder das gute Bier protestantischen oder katholischen Ursprungs war, kümmerte den Spiegelberg wenig.

Wie hätte er vorüberfahren können, ohne der guten Stadt Holzminden einen Abendbesuch abzustatten, und wie der gemüthlichste Vetter Michel ein klein Geschwätz zu halten mit dem Senat und Volk. Ein Becher Rheinwein, Bastard oder Muskatell aus dem Rathskeller, auf das Wohl der Stadt, ihrer Bürger oder Bürgerinnen zu leeren, hatte auch durchaus nichts Unangenehmes an sich.

Solches geschah nun, und gewaltiger Jubel schlug an das Ohr des geschwänzten Ungethüms oben in der Luft. In ritterlichem Barett und grünem Jagdgewand, die goldenen Sporen an den Stiefeln, stand der Graf im

Kreise der Bürgersleute, wohlgemuth den Becher, welchen des Bürgermeisters schönes Töchterlein erröthend kredenzt hatte, in der Hand haltend.

Von Allem mußte Philipp von Spiegelberg wissen: von Heirath, Taufe und Tod, vom letzten großen Viehsterben und vom gräuligen Haselwurm, welchen man im Pipping gesehen haben wollte.

Auf jede Gesundheit, welche im Kreise ausgebracht wurde, stieß er freudig an, und lachte herzlich über jede Schnurre, welche zu Tage gefördert wurde. Ueber die Schulter des Bürgermeisters aber glotzte Claus Eckenbrecher und hielt das jetzige Ereigniß für die günstigste Gelegenheit, hinaus zu kommen in die weite Welt.

Er wußte ganz genau, daß Herr Philipp von Spiegelberg nur seinetwegen in dieser Nacht an der Stadt Holzminden vorüber geschifft worden war.

„Also einen solchen Schrecken hab' ich Euch eingejagt, Ihr guten Leut'?" rief nochmals lachend Herr Philipp. „Das ist mir wahrlich ein großes Leid, Herr Bürgermeister. Auf Euer Wohl, Herr Pastor! . . Ja, denk' wohl, Ihr hättet mir ein heißeres Willkommen gebracht, als dies Gläslein kühlen Weines, wenn ich kommen wär', Eure Stadt mit Sturm anzulaufen! Na, nichts für ungut; wir bleiben doch gute Freund' und Nachbaren,

nicht wahr, Ihr wackeren Männer und lieben Freunde, Ihr schönen Frauen allgesammt?"

„Ja, ja, ja — das sind und bleiben wir — vivat Graf von Pyrmont!" schrie und jauchzte man umher.

Nachdem man noch Mancherlei hie und wieder geredet hatte, nahm der Graf Abschied und wandte sich, um in sein Schifflein zurück zu treten. Nun aber sprang ihm der Claus in den Weg, sein Barett in der Hand.

„O gnädiger Herr, noch ein einziges Wörtlein! Braucht Ihr nicht einen Jäger, einen Reiter, einen Büchsenspanner? O gnädiger Herr, wollt Ihr mich nicht mit Euch nehmen? Ach, wenn Ihr doch wüßtet, wie es mir hier zu eng geworden ist im Nest!"

Graf Philipp warf einen gutlaunigen Blick auf die frische, kecke Gestalt vor ihm.

„Ho, ho, zu enge ist's Dir hier worden? Was will das Bedeuten, mein Meister?"

„Gnädiger Herr," fiel eifrigst der Bürgermeister Uhlenhut hier in's Gespräch, „zu ewiger Dankbarkeit wär' Euch die Stadt verpflichtet, wenn Ihr dem Buben seine Bitt' gewährtet."

„Wahrlich, Herr Graf zu Pyrmont, nehmt ihn mit Euch!" sagte die ehrliche, rauhe Stimme des alten Fichtner. „Vielleicht wird er draußen besser thun und gedeihen als hier, wo er nichts als Unfug anstiftet."

„Nehmet ihn mit! nehmet ihn mit, gräfliche Gnaden!“ erschallte es im Chor rund umher, und alle ältern Weiber waren voran dabei. Die jungen Mädchen jedoch hielten sich ganz still; ihnen war der Eckenbrecher jedenfalls am wenigsten verhaßt, und wenn ihn der Graf mit sich fortnahm, ging ihnen der beste Tänzer auf den Kirchweihen, wenn man den Rosenkranz sang und den Ringelreihen schlang, verloren.

„Nehmet das Unkraut mit Euch!“ klang es lachend und ärgerlich zugleich, und Herr Philipp von Spiegelberg lachte am lautesten und hellsten über den Eifer, welchen das Weichbild von Holzminden, das räudige Schaf los zu werden, an den Tag legte.

„Wahrlich, mein Bub',“ sprach er, „Du scheinest mir ein loser Vogel zu sein. Was hast Du ausgefressen, daß Niemand ein gutes Wort von Dir zu sagen weiß?“

Claus seufzte, schaute schief empor zum großen Kometen und zog nur die Achseln ein wenig zusammen, als jetzt alle Schleusen sich öffneten und eine wahre Fluth von Vorwürfen und Anschuldigungen auf ihn einschoß.

„Ein Taugenichts, ein Tagedieb, ein Nichtsnutz ist er! Ein Vagant, ein Galgenstrick, ein Fuchsschwänzer!“

„Nein, Herr Graf,“ sprach aber der Pastor Fichtner, „nein, ein Fuchsschwänzer ist er nicht, sondern nur ein Tollkopf, welcher sich die Hörner abrennen muß.

Aber dazu ist's auch die allerhöchste Zeit! . . . Vielleicht kann noch durch Hunger, Durst und Prügel bei ihm Rath geschafft und der Hangmann um seinen Hals betrogen werden. Wollt Ihr Euch damit befassen, dem Burschen die Ränke und Schwänke, deren er voll sitzt, wie der Buchenbaum voll Maikäfer, auszutreiben, so greifet Ihr ein verdienstlich Werk an."

„Und Euer Töchterlein, die süße Monica, führ' ich doch heim!" schrie Claus Eckenbrecher schluchzend. „O, Herr Graf, kehret Euch nicht an das, was sie sagen; ich thue wohl schon gut; aber meinen Schatz muß ich mir erreiten können!"

„Ha," rief Herr Philipp, „eigentlich gefällst Du mir, Bub'! Also Du willst mit mir gehen, in meinem Dienst Dein Glück zu probiren? Kannst Du schießen?"

„Den Vogel im Flug!" schrie Claus.

„Ja, schießen kann er, und Fische fangen und Vogel stellen!" riefen die Bürgersleute.

„Und die Mädchen küßen!" schrie eine einzelne Stimme hell aus dem Haufen. Ein Genosse des Eckenbrechers gab so seinen Senf dazu.

Einen wüthenden Blick warf der Angeschuldigte nach der Seite, von welcher diese letzte schnöde Behauptung kam.

„Nur die Monica! Bei Gott, nur die Monica, Du

Schuft!" brüllte er. „Komm heraus, wenn Du was willst, und verkriech Dich nicht hinter den Weiberröcken."

„Halt da!" rief der Spiegelberger lachend. „Ich will's schon glauben, daß Du nur die Monica küßest! Das ist auch recht! Immer nur Eine, die aber dann tüchtig! Wie nennst Du dich eigentlich?"

„Claus Heinrich Eckenbrecher!"

„In's Schiff mit Dir, Claus! Ich geb' Dir ein Pferd, Wehr und Waffen, und lasse Dich aufhängen, wenn Du nicht gut thust. Ich nehme Dich mit mir; die Schwester schreibt mir ja, daß wir daheim nicht Leute genug haben, Haus und Hof zu schützen. Ade, Ihr Herren allgesammt! Grüß Euch Gott und schütz' Euch Gott!"

„Behüt' Euch Gott und schütze Euch, Herr Graf zu Pyrmont!" rief das Bürgervolk und schwang die Hüte hoch in die Luft. Philipp von Spiegelberg sprang zurück in seinen Kahn, die Hornbläser setzten ihre Instrumente zu einem kräftigen Tusch an die Mäuler, die Ruderer legten sich an die Stangen und stießen ab vom Ufer.

Wie im Traum stand Claus Eckenbrecher neben dem Sitz des Grafen, seines jetzigen Herrn. Im rothen Licht der Fackeln starrten ihn alle die Gesichter der Leute von Holzminden an — er träumte, er träumte jedenfalls!

Und jetzt glitt das Schifflein, welches ihn forttrug, vorüber an dem Pfarrgarten, und auf der Mauer stand,

kaum erkennbar, eine zarte, schlanke Gestalt, und es war dem Claus, als höre er ein leises Weinen und den klagenden Ruf:

„Lebe wohl, lebe wohl, Claus, und behüt' Dich Gott in der weiten Welt!“

Zentnerschwer fiel's dem Knaben auf sein leichtsinniges Herz, er hob sich hoch und rief in die Höhe zu der wohlbekannten Mauer empor:

„Ade, ade, ade, Monica! Bleibe treu; ich komme wieder! Ade, ade, ade!“

Mit der Mütze winkte er und schaute rückwärts, bis Städtlein und Pfarrgarten und die Gestalt auf der Mauer versanken in der dunklen Nacht, und das Schifflein unter den Felsen des Kiekensteins in die Biegung und die Stromschnelle schoß.

„Wann sich zwei Herzen scheiden,
Müssen vier Augen darob weinen!“

In dieser Minute erst wurde dem wilden Claus die ganze Bedeutung dieses alten trüben Reimsprüchleins klar. — —

Viertes Capitel.

Von dem Bruder Festus, und wie Herzen und Gedanken in dieser Welt so gar kuriosen Lauf nehmen.

Es war ein unbeschreibliches Gefühl, mit welchem der junge Vikar des Pfarrers Chrysostomus auf dem westphälischen Ufer die Waldhörner des Grafen von Pyrmont in der Ferne verhallen hörte und den Fackelschein verleuchten sah an den Bergen. Ein unendlich tiefes, namenloses Sehnen, welches längst sein Herz eingenommen hatte, überkam ihn ob diesen verzitternden Tönen in der dunklen Nacht, während der große Komet am Himmel erglühte, mit doppelter Gewalt.

Es sagt der Spruch:

„Krieg, Aufruhr, Blutvergießen viel
Dir ein Komet besagen will;
Unter den Leuten große Noth,
Auch großer Herr'n und König' Tod.“

Ja „unter den Leuten große Noth“ deutete der fremde, furchtbarliche Stern an, und dräuend leuchtete er auch über dem Haupte des Vikars Festus.

Erst eine kurze Zeit, kaum ein Jahr, war vergangen seit dem Tage, an welchem Festus, der Mönch, aus seinem Kloster in der Pfaffengasse am Rhein in dem

armen Dorf Stahle an der Weser angekommen war, grad' wie „der Wind die Schwalben herwehete".

Der Bruder Festus kam zu Fuß, den Wanderstab in der Hand, ohne irgend ein anderes Hab und Gut, als ein kleines Meßbuch, welches er selbst mit hübschen Bildern und bunten, goldenen Initialen ausgeziert hatte; denn er war ein guter Maler und wußte den Griffel und den Pinsel gleich wohl mit künstlicher Hand zu führen.

Es war ein Abend gegen das Ende des April, als er in das Dorf an der Weser müde einwanderte und das Pfarrhaus erfragte von den grüßenden Bauern, welche seiner Ankunft schon lange entgegen sahen. Sämmtliche Kinder des Dorfes geleiteten ihn nach der niedern, mit Stroh gedeckten Hütte, und aus der Pforte derselben trat der alte Chrysostomus und streckte dem scheuen, erröthenden Ankömmling beide zitternde Hände entgegen und sprach:

„Gesegnet sei Dein Eingang, mein liebes Kind! Sehnlichst haben wir Dich erwartet, geliebter Sohn; nun gehe ein unter das Dach Deiner Heimath und ruhe Deine müden Füße."

Und Festus hatte dem Greise die Hand geküßt und dieselbe Hand segnend auf seinem Scheitel gefühlt. Dann hatte er sein Hilfsamt damit begonnen, daß er den alten Mann, sorgsam ihn unterstützend, zurückführte in das

Haus. Mit heiligem Eifer widmete er sich dem ihm auferlegten Amte, in träumerischer Gottinnigkeit die stille Weise des Klosters in das Leben übertragend.

Bis in den fruchtreichen, segenvollen Herbst des Jahres 1555 saß er ruhig und still, hörte die Weser unter seinem Fenster vorüberrauschen, tröstete die Irrenden und die Betrübten, pflegte die Kranken und die Blumen des alten Chrysostomus, und malte auf zierlich ausgeschnittenes Papier für die Kinder des Dorfes, die jungen Dirnen und Bursche, den heiligen Georg und die heilige Agathe, die Mutter Maria und Sankt Peter mit den Schlüsseln oder der Gais, auch viele andere heilige Männer und Frauen mit allerhand Marterwerkzeugen in den Händen. Am liebsten gab er freilich allen seinen Märtyrern statt der blutigen, grausamen Werkzeuge den stillen grünen Palmenzweig in die Hand. Und um jedes Bildniß malte er fein und zierlich einen Blüthenkranz von Rosen oder Lilien, oder von beiden zugleich. Der Bruder Festus liebte sehr die Rosen und die Lilien.

Aber nicht allein die katholischen jungen Herzen beschenkte er mit solchen bunten Bildern; auch die lutherischen Kinder drüben am rechten Ufer des Flußes hatten solche zierliche Blättlein gern, und manch' ein farbenreiches Blatt von der Hand des Bruders Festus flatterte

über den Strom und nistete sich ein in einem ketzerischen Gesangbuch.

Lag ja auch, zum Exempel, ein solches Bild der gottseligen Jungfrau in dem Liederbuch Martin Luther's, welches Eigenthum der holden Monica Fichtner war. Claus Eckenbrecher hatte es natürlich eingefangen, wer weiß wo, und es seinem Schatz zugesteckt in der Nachmittagskirche. —

So flossen, wie gesagt, in mildem Frieden die Tage dem Bruder Festus dahin bis in den Herbst hinein, wo ein seltsames Ereigniß auf das Dorf Stahle und den jungen Vikarius fiel, und den Letztern aus Allem, was bisher einzig und allein seine Welt gebildet hatte, heraus riß, ihn verstörte, verwirrte, erschütterte bis in das tiefste Herz hinein.

Eine Woche nach dem ewig denkwürdigen Tage, an welchem der König Ferdinand zu Augsburg den Religionsfrieden abschloß, zog gegen Abend ein grausames Ungewitter nach einem schwülen Tage über den Heinserwald heran, und fing sich in den Bergen, welche das Thal bilden, worin das Dorf Stahle und die Stadt Holzminden liegen, wie in einem Sacke.

Tiefdunkel ward's, und alle Leute reckten mit Grausen die Hälse empor und harrten in Furcht des Unwetters, welches da kommen sollte. Bald brach es auch los

mit aller Gewalt. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner. Ringsumher in der Gegend läutete man auf allen Kirchthürmen — katholischen und protestantischen — die Wetterglocke. In jedem Haus, weit und breit, streute man Salz auf die Tischecken, betete man den Wettersegen.

Aber was geschehen sollte, geschah!

Es fuhr ein Strahl herab aus den schwarzen Wolken, zündete in Stahle ein Strohdach an und brachte das ganze Dorf in die größte Gefahr; denn bald standen mehrere Hütten und erntevolle Scheuern in lichten Flammen.

Vor einer Woche noch hätte das lutherische Ufer die Katholiken drüben mit Haus und Hof, Weib und Kind, Katze und Kegel verbrennen lassen, ohne Hand und Fuß zu rühren. Man würde nur die Achseln gezuckt, geseufzt und andächtige Betrachtungen über das wohlverdiente Unglück der Leute, die es nicht besser haben wollten, angestellt haben; jetzt aber stürzte sich die Bevölkerung des Städtleins, der Pastor Fichtner an der Spitze, in alle vorhandenen Kähne und Schiffe, und kreuzte, trotz Donner und Blitz, Wetter und Sturm den Fluß, um den hochbedrängten Nachbarn christliche Hilfe zu bringen in ihrer Noth.

Den vereinigten Anstrengungen der Dörfler und

der Städter, so wie dem gleich darauf lustig hereinbrechenden Platzregen, gelang es denn auch bald, dem Feuer Einhalt zu thun, und nach Löschung des Brandes feierten der Pfarrer Chrysostomus und der Pastor Valentin Fichtner ein eigenthümliches Wiederfinden.

In ihrer Jugend waren Beide gute Freunde gewesen, wenn auch der katholische Geistliche dem protestantischen bedeutend an Alter vorging. Der Sturm der Reformation hatte sie auseinander gerissen, und sie waren als tödtliche Feinde von einander geschieden.

Wohl hatten sie sich dann das letzte Jahrzehent hindurch als Nachbarn gewußt — nur durch den Fluß getrennt — aber Keiner hatte diese Nachbarschaft zu neuem freundschaftlichen Anknüpfen benutzen wollen.

Nun saßen sie, nachdem sie das Schicksal auf solche Art durch einen andern Sturm wiederum zusammengeführt hatte, Beide alt und grau, zum erstenmal nach so langer Zeit unter demselben Dache zusammen. Und der Katholik und der Lutheraner senkten die Häupter, sprachen von der Jugend, der alten Zeit, und schüttelten sich die Hände ob der halberloschenen Erinnerungen.

Die geistlichen Berührungspunkte vermieden sie sorgsam, denn beide Männer kannten das damals aufkommende Wort: daß man mit dem Auge und der Re-

ligion vorsichtig umgehen müsse, wenn man in guter Freundschaft zu bleiben wünsche.

Der Vikar Festus lehnte während des Gespräches der beiden Alten an dem Stuhle seines Vorgesetzten und horchte mit allergrößter Gespanntheit.

Es war das erstemal, daß er einen lutherischen Prediger, Einen aus dem Heerlager des Feindes, in der Nähe sah. So ließ er sich nichts entgehen und hing mit ganzer Aufmerksamkeit an der rüstigen, festen, kernigen Gestalt und dem ernsten, biedern Gesichte des Pastors von Holzminden. Er konnte nicht anders, er mußte sich gestehen, daß wohl auch ein tüchtiger Geist in dieser tüchtigen Körperhülle wohnen müsse.

Nun sprach der Mann gar, ganz unbefangen, von seiner guten, todten Ehefrau, von seinem auf dem Schlachtfelde gefallenen Sohne und von seinem lieben Kindlein, der Monica, als ob das Alles etwas ganz Natürliches sei und als ob durchaus nicht eine Verfinsterung des Himmels und ein Beben der Erde bis in die tiefsten Eingeweide die Folge davon sein werde.

In eine ganz andere Welt, eine unbegreifliche Welt sah der Vikarius dabei. Ein Gefühl tiefster Unruhe und Beängstigung überkam ihn, eine Beklemmung, welche er auf keine Weise los zu werden wußte, welche ihn durch Tag und Nacht verfolgte.

Also das waren die Ketzer, die nun schon nach Millionen zählten, welche Tausende und aber Tausende von Schwertern, Speerspitzen und Büchsenmündungen vorstrecken konnten, wenn man sie angriff; die Ketzer, welche blutige Schlachten geschlagen hatten, besiegt worden waren, gesiegt hatten; die Ketzer, welche so viele Bücher schrieben und druckten, so viele Kirchen bauten, so viele Glocken läuteten durch die ganze Christenheit?!.....

Der geheimnißvolle, unheimliche Schleier, welchen die Ferne dem jungen Mönch um die Anhänger des neuen Glaubens gewoben hatte, lichtete sich plötzlich: die Gestalten, welche aus dem Nebel hervortraten, athmeten, sprachen, fühlten in Leidenschaft und Liebe gleich den Kindern der allein seligmachenden Kirche. Gegen Schluß des Gespräches zwischen dem Pastor Fichtner und dem Pfarrer Chrysostomus wagte der Bruder Festus selbst ein Wort mit in die Unterredung zu werfen. Der Ring, welcher den Vikarius in den Kreis gewisser Ideen und Anschauungen bannte, war gebrochen! —

Die letzten Wetterwolken hatten sich längst zerstreut. Hier und da wälzten sich freilich noch einige dunkle Massen über den Abendhimmel dem Norden zu; über den westlichen Bergen aber ging die Sonne glühend unter. Die niedergebrannten Hütten sandten nur noch unschädliche, schwarze Rauchwolken aus ihren Trümmern hervor.

Die meisten Kähne der Städter hatten bereits den Fluß wieder gekreuzt, oder schwammen eben über ihn hin, und zuletzt nahm auch der Pastor von Holzminden seinen Abschied von dem greisen, wiedergefundenen Freund.

Chrysostomus und sein Vikarius begleiteten ihn bis zu seinem Schifflein und blieben am Ufer stehen, ihm nachzuschauen, bis der Kahn den dunkelgewordenen Augen des Greises verschwand. Darauf ging der Alte zurück, die abgebrannten Pfarrkinder zu trösten und für ihr Unterkommen Sorge zu tragen; sein junger Amtsgehilfe dagegen zögerte noch ferner am Ufer und verfolgte das heimkehrende lutherische Schifflein mit den Blicken, bis zum gegenüberliegenden Landungsplatz.

Er hatte sehr scharfe Augen und sah deutlich, wie der Pastor Fichtner von einer Frauengestalt empfangen wurde. Lächelnd ertappte er sich über allerlei Vermuthungen, ob das wohl die Monica sei, von welcher der geistliche Herr vorhin geredet hatte.

Dann kam aber auch über ihn die Noth und das Gewimmel des erschreckten Dorfes und riß ihn aus seinen Träumereien empor. Die Klagen der Abgebrannten, das Weinen der Weiber um ihre verlorenen armen Habseligkeiten drängten seine Gedanken gewaltig in eine

andere Richtung, und er ging, für eine obdachlos gewordene Ziege einen Unterschlupf ausfindig zu machen.

Der uralte Chrysostomus saß nach Sonnenuntergang noch lange in die Nacht hinein — ganz gegen seine sonstige Gewohnheit; denn er ging mit den Vögeln zu Bette und stand mit ihnen auf vom Lager. Er grübelte und sann und gedachte: wie doch Alles so ganz anders geworden sei in der Welt, und welch' ein mächtiger Wille seine lenkende Hand ausstrecken müsse über all' das in sich kochende und brodelnde Gewimmel des wunderlichen Menschenvolkes. Ihm war die Zeit des Hassens längst vergangen, mit der Hilfsbedürftigkeit war die Milde in sein Herz eingezogen.

Lächelnd schlief er über dem Gedanken: wie vergeblich doch aller Streit sei — ein; er war jedoch viel zu alt, um auch noch darüber zu träumen!

Mit einem andern Gedanken erwachte er am andern Morgen mit den Vögeln, wie gesagt. Frisch standen die Ereignisse und Erlebnisse des vergangenen Tages vor seiner Seele, und als um Mittag die Herbstsonne am wärmsten strahlte, fuhr er in Begleitung seines Vikars über den Fluß, um dem lutherischen Pastor seinen Gegenbesuch abzustatten, und demselben in der eigenen Behausung nochmals für die gestern geleistete, wackere Hilfe in der Noth zu danken.

Da war's, daß der Bruder Festus zum erstenmal den Fuß auf das rechte Ufer der Weser setzte, und sollte ihm das zu ewigem Verderb und unsäglichem Leide werden. So wollte es das Geschick!

Langsam führte er, nachdem der Kahn gelandet war, seinen alten Freund und Amtsherrn den abschüssigen Uferhang hinauf, und trat mit ihm in die offene Thür des Pastorengartens, zu welchem mehrere ausgehöhlte Steinstufen in die Höhe führten.

Der Tag war warm und still, Wandervögel zogen hoch in der blauen, hellen Luft; der süße heimliche Duft, welchen der Herbst so künstlich zu weben versteht, lag über der ganzen Gegend. Silberne Marienfäden hielten die Felder übersponnen, oder schwebten langsam getragen einher und verhingen Weg und Steg.

Schon hatten Büsche und Bäume ihr vielfarbig Herbstgewand angelegt, und letztere prangten anstatt mit Blüthen, im zierlichen Schmuck ihrer rothen, schwarzen, blauen und weißen Beeren. Obgleich allgemach manches gelbe Blatt sich loslöste von den Zweigen der abgeleerten Obstbäume, so waren doch die engen Wege des Gartens, durch welche die beiden katholischen Herren schritten, schmuck und rein gehalten. Man ahnte, daß eine sorgliche Hand hier waltete und Alles in Ordnung hielt.

Niemand war zu erblicken, doch summte ganz leise

hinter einem Gebüsch eine Mädchenstimme den Schlußreim eines Liedes. Und als die beiden Männer um dieses Gebüsch herumschritten, richtete sich die Sängerin, eine junge, liebliche Maid, erschrocken und erröthend auf von einem Beet voll blühender Astern.

Der alte Chrysostomus trat aber lächelnd sogleich auf sie zu und streckte ihr die Hand entgegen mit den Worten:

„Grüß Euch Gott, schönes Jungfräulein! Erschrecket nicht vor einem alten Mann. Nicht wahr, Ihr seid die Monica — die Monica Fichtner?"

„Ja, Herr!" sagte das junge Mädchen und fügte zögernd hinzu: „Der Vater ist in seinem Studirstüblein; wollet Ihr ihn sehen, so will ich Euch den Weg weisen."

Der Pfarrer von Stahle neigte das Haupt, und Monica schritt den beiden fremden geistlichen Herren voran, die enge Treppe hinauf. Mit leisem Finger klopfte sie an die Thür ihres Vaters — sie wußte, daß er sich nicht gern stören ließ in seiner Arbeit.

Der Bruder Festus hatte nur Augen für das liebliche Kind; er schaute sich nicht um, sonst würde er wohl gesehen haben, daß noch Jemand hinter den herbstlichen Büschen des Gartens sich umher trieb, sehr ver-

drossen wegen des Besuches, der ihm die Monica von ihrem Asternbeete forttrieb.

Aber der Vikarius Festus kannte unsern lieben Freund Claus Eckenbrecher nicht. Wie sollte er wissen, daß es einen solchen hoffnungsvollen jungen Menschen im alten Oggegau gab?

„Vater, zwei geistliche Herren wünschen Euch zu sehen!“ rief Monica in das Studirzimmer des Magisters Fichtner, welches sich von der Ausstattung des Wohngemaches im Pfarrhaus zu Stahle sehr unterschied.

Der lutherische Pastor besaß sehr viele Bücher, der katholische Pfarrgeistliche eigentlich gar keine. Der katholische Pfarrgeistliche hegte und pflegte Vögel aller Art, Vögel in Bauern und frei umherhüpfende Vögel; der lutherische Pastor konnte — ecclesia militante — solch' zwitscherndes, pfeifendes Gesindel durchaus nicht um sich dulden, es störte ihn allzu sehr bei der Arbeit.

„Sie sind willkommen,“ sagte Ehrn Valentin ohne sich umzuschauen, und beendete den angefangenen Satz. Dann warf er die Feder fort, erhob sich schnell aus seinem Sessel und trat den Besuchern entgegen. Seine Brauen waren noch düster zusammengezogen; denn er hatte so eben an einer Predigt voll Haß und Grimm gegen das „Babstthumb“ geschrieben, und die faltenreiche Stirn, die zusammengepreßten Lippen gaben satt-

sam Zeugniß von dem Kampfeseifer, mit welchem sich der wackere Mann in dem wogenden Streitgetümmel dieses kämpfenden, ächzenden, keuchenden sechzehnten Jahrhunderts bewegte.

Beim Anblick des milden Greisenhauptes des Chrysostomus glättete sich die Stirn, legten sich die Brauen auseinander, öffneten sich die Lippen zu einem freundlichen Lächeln.

„Ei, das ist wacker von Euch, daß Ihr kommet; seid gegrüßet und herzlich willkommen!“ rief der Pastor.

Jedem der Besucher bot er die starke, knochige Rechte.

„Hier setzet Euch, Chrysostomus, die Monica mag Euch ein Kissen holen für den alten Rücken!“

Er schob dem Alten den eigenen Lehnstuhl hin und bat auch den Vikarius, sich niederzulassen.

Dann befahl er der Monica, aus dem Keller einen Krug jenes allberühmten Eimbecker Bieres, welches der fromme gute Herzog Erich, des Kaisers Maximilianus Freund, und der Mann Gottes, der Doctor Martin Luther, so gern tranken. Mit dem Ritter und dem Reformator war ja das ganz trinkverständige Deutschland einig in dem Lob und Ruhm dieses edeln, herzstärkenden Getränkes.

Auf das Gebot des Vaters schlüpfte das Töchter-

chen sogleich aus dem Zimmer und kam nach kurzer Zeit zurück, den steinernen Henkelkrug in der einen Hand tragend und drei künstliche, silberne Becher in der andern.

Es war ein so niedlich hausfräuliches Wesen in dem Schaffen der Monica, daß die verstohlenen Blicke des jüngern katholischen Geistlichen immer häufiger wurden, und er mehr als einmal eine etwas verkehrte, verworrene Antwort dem alten Fichtner oder seinem Vorgesetzten gab.

Der Bruder Festus war ein halber Künstler und hatte einen feinen Blick für alles Schöne; er nahm sich vor, künftig die heilige Agnes und die Agathe und die andern heiligen Jungfrauen immer nur mit blondem Haargelock darzustellen auf seinen Bildwerken. Innerlich seufzend, gestand er sich, daß er bis jetzt doch noch nicht ein rechter Maler gewesen sei — das große Geheimniß der ewigen Schönheit enthüllte sich ihm urplötzlich; er war gleich einem Blinden, welchem durch ein Wunder das Augenlicht verliehen ward.

Armer Festus! Unseliger Bruder Festus! —

Das Gespräch der beiden Alten drehte sich, nachdem die Danksagungen für die gestrige Hilfe beim Brande nochmals vorgebracht und abgewehrt waren, natürlich nur um das große Ereigniß der Zeit, welches die ganze

christliche Welt bewegte, um den Abschluß des Religionsfrieders zu Augsburg und seine möglichen Folgen.

„So ist denn der erste Schritt gethan und der Fuß unseres Glaubens ruht auf festem Grund!“ sprach der Protestant.

„Und die Welt hat Frieden — endlich, endlich Frieden!“ sagte der alte Katholik.

„So lange, als es dauert,“ sprach der Protestant. „Gott thut kein Werk halb — was er anfängt, das führt er herrlich hinaus.“

Chrysostomus neigte das Haupt. „Nicht mehr erwürgen sich die Brüder unter einander, gleich den wilden Thieren des Waldes; nicht mehr werden die allerverborgensten Thäler mit Mord und Brand gefüllt sein, Jenes wegen, der da sagte: Wie schön ist's, wenn Brüder einträchtiglich bei einander wohnen!“

„Welcher aber auch sagte: Ich bin nicht gekommen, den Frieden, sondern das Schwert in diese Welt zu bringen!“ sprach der Pastor Fichtner, und seine Brauen zogen sich wieder zusammen und die geballte Hand legte er auf die auf dem Tische aufgeschlagene Bibel.

Er ward aber unterbrochen durch sein Kind, die Monica, welche wieder in das Gemach trat und ein zierlich Sträußlein von Herbstblumen in der Hand trug. Dieses Sträußlein bot sie dem greisen Pfarrer von

Stahle und erglühte dabei nicht wenig ob ihrer Kühnheit. Es war auch sehr hübsch anzusehen, wie sie sich niederbeugte, und ein heller Sonnenstrahl durch ihre blonden Locken strahlte, daß sie ganz goldig schimmerten.

Ihr Vater lächelte ihr freundlich zu und nickte recht befriedigt über ihr Thun.

Der alte Chrysostomus aber rief:

„Dank, Dank, mein liebes Kindelein! Schau, ich bin eines andern Glaubens als Du; aber der Segen eines Greisen hat seine Kraft durch die ganze weite Welt: so nimm ihn an, den Segen eines alten Mannes und Freundes, Du schöne Jungfrau!“

Die Monica neigte das feine Köpfchen unter die zitternde Hand des katholischen Geistlichen, und der Pastor Valentin Fichtner nickte abermals zustimmend und sagte weiter nichts, als:

„Ja, ja! es ist also! Ich danke Dir, Chrysostomus!“

Also fanden sich die Pfarrhäuser des rechten und des linken Ufers der Weser wieder zusammen; seit dem großen Jahre der Scheidung Eintausend fünfhundert und sieben und zehn, in welchem Jahre es auf dem Kirchthurm der Menschheit einmal wieder Zwölf schlug und alles Volk vom Tische in ein neues Weltenjahr hinein sprang.

„Die neue Zeit ist über mich gekommen, wie ein

Traum; wie oft habe ich geglaubt, nun sei das jüngste Gericht vor der Thür, nun werde die Posaune des erweckenden Engels alsogleich erschallen; aber es wechselt Tag und Nacht, und Alles gehet seinen Gang: der Herr führt es nach seinem Willen!"

So sprach Chrysostomus zu seinem sinnenden jungen Begleiter, als der Ruderschlag des Knechtes den Kahn zurück über die gelben Fluthen trieb.

Es war aber dem Bruder Festus, als raune ihm unaufhörlich eine Stimme in's Ohr:

„Wachet und betet, auf daß Ihr nicht in Anfechtung fallet!"

Er schaute nicht zurück nach dem lutherischen Ufer, obgleich er sich darin große Gewalt anthun mußte. Und als er zu Hause angekommen war, schritt er über den kleinen Gottesacker des Dorfes in die stille Kirche, kniete nieder an dem Altar, über welchem die gnadenreiche Mutter der Schmerzen mit dem heiligen Kinde gemalt war, und betete eifrigst, inbrünstig.

Den alten müden Chrysostomus überkam wieder ein tiefer Schlummer in seinem Kämmerlein.

Der Pastor Valentin Fichtner schritt zurück zu seiner Predigt; aber er konnte an diesem Tage nicht weiter daran schreiben.

Die holde Monica stand am Herde und sah sin=

nend in die knisternden Flammen, bis draußen ein wohlbekanntes, lustiges Pfeifen erklang. Das war der Lockruf Claus Eckenbrecher's, welcher seine Angelruthe als Vorwand benutzte, sich unter der Mauer des Pastorengartens aufhalten zu dürfen. —

Am folgenden Tage regnete es, und das Plätschern der Dachrinnen hörte in vier Wochen nicht auf. Als es dann endlich, endlich zu Ende kam, war der Winter in's Land, frühzeitig, eingerückt mit seinem Schnee, seinen dunklen Tagen und langen Nächten. Im December war die Weser so fest gefroren, daß sie Wagen und Reiter trug; trotzdem hatten die beiden Pfarrhäuser nicht weiter mit einander Verkehr gehabt.

Dann waren die Tage allmälig wieder länger geworden, der Schnee war zerflossen; mit donnerartigem Krachen hatte der Fluß seine Eisdecke gesprengt. Im wirbelnden Zug hatten sich die Schollen durch die Berge und die Porta Westphalica hinaus gedrängt in das offene Land. Die Kähne und Schiffe waren in ihr Recht zurückgetreten.

Der Komet war emporgestiegen!

Und jetzt wollte es Frühling werden. Die Waldanemonen, die Schneeglöckchen, die Veilchen und die Leberblümchen lugten aus der Erde oder öffneten bereits ihre Knospen. Alles Lebendige fing an, sich zu regen.

Noch immer war der junge Pfarrgeistliche aus dem katholischen Lande nicht wieder eingekehrt in dem lutherischen Pfarrhaus. Manch liebes mal hatte freilich sein Auge drüben an den blitzenden Fenstern gehangen, wenn die Abendsonne oder der Mondschein auf ihnen blitzte. Manch liebes mal war er aufgefahren aus tiefstem Sinnen — aufgefahren, erschrocken ob seinen Gedanken und Träumen. Dann hatte er sich jedesmal verborgen in Dunkelheit und Einsamkeit, und gebetet — heiß und inbrünstig gebetet!

Aber ewig und immer waren dieselben Gedanken, dasselbe Bildniß um ihn und in ihm.

Weder durch Gebet, noch durch Fasten und Kasteiung konnte er diese Gedanken verscheuchen, dieses Bild auslöschen in seiner Seele. Und zu Niemand, Niemand durfte er sprechen, keinem Menschen konnte er seine große Noth klagen!

Ja wohl ist wunderlich der Menschenherzen Lauf!

— — — — — — — —

Und jetzt verklangen die letzten Töne der Waldhörner des Grafen von Pyrmont in der Flußbiegung am Heinser Walde, und der Bruder Festus stand am Ufer im tiefen Schatten, wie festgebannt, und lauschte. Sein Herz pochte in seiner Brust.

*

O Frühling und Freiheit, o Fesseln und Bande! O Festus, Festus!

Leise plätscherten und spielten die dunkelleuchtenden Wasser zu den Füßen des Mönches. Er gedachte an seine Jugend, an die hohen Mauern des Klosters, die kalten, kahlen Zellen, die öden Säle und wiederhallenden, finstern Kreuzgänge, er gedachte an einen von den Obern Verurtheilten, welchem er einst das schwarze Brod und den Wasserkrug in die vermauerte Zelle zu reichen hatte. Inmitten der Frühlingsnacht fiel es ihm ertödtend kalt und eisig aufs Herz: er war der in Ewigkeit Eingeschlossene, und das dunkle Himmelsgewölbe war die Decke des Kerkers, welcher ihn hielt.

So stand er am Ufer, gottverlassen, weltverlassen! ein Zweifler an sich selbst, ein Zweifler an Allem außer ihm.

In weiter, weiter Ferne zitterte der letzte Klang der Hörner aus.

Fünftes Capitel.

Der Leser wird an einen Ort gebracht, wohin ihn ein besserer Erzähler viel früher geführt haben würde.

Nach der Astrologen maßgeblicher Meinung zeigt ein Komet an:

Erstens: Grausame und übermüthige Rathschläge, Uneinigkeit, Verrätherei und Aufruhr.

Zweitens: Räuberei, Unsicherheit der Straßen und große Angst und Schwermüthigkeit unter den Leuten.

Drittens: Großer Reiche und Könige Untergang, Krieg, Pestilenz und böse Krankheiten.

Viertens: Veränderung der Religion, Gesetze und der weltlichen Ordnung, beneben einer unersättlichen Begierde zu allerhand Neuerungen.

Von allen diesen schönen Sachen hatte sich bis jetzt, das heißt Mitte Juni 1556, noch nichts ereignet, und nur eine große Angst, Unruhe und Schwermüthigkeit hatte sich, wie wir bereits im Anfange unseres Bilderbuches bemerkt haben, der Menschheit im Allgemeinen und der so leichtlich träumerischen, vorsorglichen und nachdenklichen deutschen Nation bemächtigt.

Man erwartete die großen Dinge, welche die Zukunft

bis jetzt noch in ihrem Schooße barg, wie ein Kranker beim Zahnarzt wartet, bis die Reihe an ihn kommt.

Diese große Unruhe brachte natürlich mit dem Wunderstern auch das Geschrei in Verbindung, welches sich im Frühling des Jahres 1556 anhub von dem heiligen Born in der Grafschaft Pyrmont, einen Büchsenschuß von der Paderborn'schen Stadt Lügde gelegen.

Wir haben die erste Nachricht davon erhalten durch das klägliche Nothschreiben, welches Fräulein Ursula von Spiegelberg an ihren Herrn Bruder, den jungen Grafen zu Pyrmont gerichtet hatte, und welches denselben so eilig als möglich nach Haus beorderte, der Menschensündfluth zu steuern.

Nun war der Komet wieder verschwunden vom Himmelsgewölbe; alle Feuchtigkeit, welche die Erde nur irgend abgeben wollte, hatte das Ungethüm aufgesogen; der heiße, dürre Sommer, welcher die Folge davon war, stand in seiner vollsten Blüthe.

Wir führen den Leser ein in das Herz dieser wunderlichen Geschichte, ein in das grüne, von der Emmer durchrauschte Waldthal von Pyrmont, allwo auf dem heiligen Anger der heilige Born, der Gesundbrunnen, welcher im Jahr 1556 einen ganz andern Anblick bot, als heute, sprudelt.

Aber es liegt uns daran, darzuthun, daß wir das

leichte, buntbemalte und ausgeputzte Gebäude unserer Geschichte nicht auf einem losen Grunde unvorsichtig und leichtsinnig erbaut haben, sondern daß wir uns wohl vorgesehen und Alles in Obacht genommen haben, daß unserer Feder nichts entschlüpfe, was nicht zu verantworten, was eitel Gewäsch und Maulthum sei.

Gewichtiger Männer Zeugniß können und wollen wir dafür anziehen!

Da ist zuerst der Herr Magister Heinrich Bünting, ein frommer und wohlgelehrter Mann, welcher in seiner: „Newen, vollständigen Braunschweig- und Lüneburgischen Chronika“ erzählt:

„Es brach aber im selbigen Jahr — Eintausend fünfhundert sechsundfünfzig — gegen den Frühling ein Geschrei aus von dem heiligen Brunn in der Grafschaft Pyrmont. — Dieser Brunn ist vor vielen Jahren wegen seiner Kräfte nicht unbekannt gewesen, denn Anno 1502 und die folgenden Jahre etliche Male die Wohlgeborene Fraw Margaretha, Geborne von der Lippe, Graf Bernhard's Tochter, Graf Johann des Aeltern zu Rittberg Gemahlin, diesen Ort oftmals besucht und dieses Brunns heilsames Wasser zu ihren Leibesgebrechen ersprießlich gebrauchet.“

„Aber im obgesagten Jahr 1556 ward dieser Brunn in den Ruhm und Ansehen gebracht, daß nicht allein

aus den angrenzenden Provincien des deutschen Landes, sondern fast aus der ganzen Christenheit, aus Spanien, Frankreich, Engelland, Schottland, Dännemark, Schweden, Polen und Ungarn, ja, aus Italien selbst, Leute haufenweis dahinkamen, ihrer Krankheit durch Kraft dieses heiligen Brunnens sich zu entledigen. Unter vier Wochen haben sich daselbst über zehentausend Menschen befunden. Die benachbarten Dörfer waren Tag und Nacht mit Kranken beladen, daß schier kein Winkel ledig war. Die etwas Fürnehmes waren, machten sich nach der Stadt Lügde. Die ward dergestalt mit frembden Gästen erfüllet, daß in den Häusern kein Raum mehr übrig war. An Brot, Bier und anderm Proviant mangelt es offtermalen, daß die Armuth große Noth litte. — Es sammelte sich eine so große Menge, daß das Volk im Holze Lager aufschlug und Fleisch- und Brotscharren errichtete. In Summa, es war gleich einem großen Feldlager." —

Wir ziehen einen zweiten Gewährsmann aus der Nacht der Vergessenheit hervor, den Brunnendoctor Herrn Johannes Pyrmontanus, welcher also schreibt:

„Anno 1556 ward dieser heilige Brunnen eines großen Ansehens, Würden und Namens — und seine Tugend überaus bekannt und ruchtbar, also daß er unversehens anfing zu unzähligen Krankheiten nützlich und heilsam gebraucht zu werden. Und ging es dieser Ordnung

nicht anders zu, als wenn's lauter Aqua vitae — Fons salutis, ja Christus der lebendige Brunn selbst gewesen, so wirklich in diesem Wasser operiret hätte. In Summa, Menschenzungen, Schreiber und Dichter hätten nicht genugsam seine edle Kraft, Tugend und Operation ausreden, schreiben oder verfassen mögen. Es kamen zu derselben Zeit dahin allerlei Nationen, so bresthaft waren — so dieses Wunder, zum Theil ardore visendi, zum Theil durch verursachte Nothdurft visitirten." —

Noch viele andere Schriftsteller könnten wir auf solche Weise citiren; sie blasen Alle mit vollen Backen das Lob unseres heiligen Borns. Aber es mag genug sein mit den beiden Angeführten!

Ob nun der Emmerfluß von den Ambronen seinen Namen bekommen hat, oder ob die Ambronen von dem Emmerfluß ihren Namen genommen haben, das wollen wir nicht weiter untersuchen; unsere gelehrte Untersuchung würde doch nur verdunkelnden Staub aufrühren und die günstige Leserin den Husten davon bekommen.

Ob der Proconsul P. Quinctilius Varus nach seiner Versetzung aus Syrien nach Germanien in dem fons bulliens, dem Brodelbrunn, gebadet und aus dem heiligen Born getrunken habe, wird wohl in Ewigkeit eine Frage bleiben.

Ob die Irmensäule auf dem Arminiusberge gestanden hat, ist auch sehr zweifelhaft.

Weniger anzugreifen ist dagegen die Nachricht, daß der Kaiser Karolus Magnus, welcher bekanntlich die Quellen und lustigen Ströme gar sehr liebte und gern seine Hoflager an einem schönen Wasser hielt, im Jahre nach der Geburt unseres Herrn Siebenhundert vierundachtzig in der Gegend der Stadt Lügde das Weihnachtsfest feierte. Da wird der gewaltige Herr trotz der Winterszeit den Wunderbrunn sich jedenfalls von einem gefangenen Sachsen haben zeigen lassen. Jedenfalls hat er denn auch, obgleich er meines Wissens durchaus nicht an den Nerven litt, und nur im hohen Alter ein wenig von der Gicht gezwackt wurde, von dem heilsamen Wasser getrunken. Sagt ja auch der gelehrte Jesuit Nicolaus Schatenius in seiner Historia Westphalica:

„Praeter Ambram, qui nunc Emmera dicitur, Carolum oblectarunt Pyrmontanae aquae in conspectu Ludae, acore et medela celebres.“

Im vierzehnten Jahrhundert finden wir den frommen Mönch Henricus von Herford, einen Dominicaner aus dem Kloster des heiligen Apostels Paulus zu Minden, welcher den heilsamen Brunnen im Huetagau zuerst Fons sacer, den „heiligen Born“ nennt. Dieser

Mönch ist im Jahre 1370 zu Minden gestorben und in der Dominicanerkirche begraben.

Doch — manum de tabula! blasen wir jetzt den gelehrten Staub, welcher sich während aller dieser, dem Erzähler langweiligen und dem Leser gleichgiltigen Auseinandersetzungen auf unserm Manuscripte angesammelt hat, lustig fort, und stürzen wir uns frischen Muthes in das bunteste und zugleich kläglichste Getümmel, welches die tollste Phantasie in ihren ausgelassensten Träumen aufsteigen lassen kann.

Der Schauplatz, mit welchem wir es hier zu thun haben, dehnt sich zwischen der Stadt Lügde, den Dörfern Holzhausen, Oestorf, Löwenhausen und andern, welche wir nicht aufzuzählen brauchen. Ziemlich in der Mitte liegt das Schloß Pyrmont auf dem heiligen Anger, auf welchem vor Jahrhunderten der große fränkische Karl sein Heerlager aufgeschlagen hatte, und auf welchem jetzt das Heerlager der Kranken, der Landstreicher, der Besessenen, der Gaukler, der Diebe, der Abenteurer aufgeschlagen war.

Ueberall rauschten und plätscherten Bäche und Bächlein aus den Waldthälern lustig hervor und trieben mancherlei Mühlen, als die Hambornmühle, die Bruchmühle, die Trinkenaumühle und viele andern mehr, welche alle aber nicht ausreichten für den Bedarf des versammelten Volksspieles. — —

Die Sonne glitt bereits wieder abwärts am wolkenlosen, tiefblauen Himmel.

Es war ein sehr heißer Tag des heißen Sommers.

In Oestorf wimmelte es durch einander auf die merkwürdigste Weise.

„Herren und Frauen, Jungkherrn und Reiter, Fuhrleut, Kärrner, Landsknecht, Freybeuter“ — Menschen und Vieh drängten sich in den Gassen in Staub und Hitze. Die Häuser, gleich überfüllten Gefäßen, quollen über von Kranken und Gesunden, von reiner und schmutziger Wäsche. Aus allen Fensteröffnungen schauten schwitzende Menschengesichter, Kinder kreischten, Weiber zankten sich; die Bresthaften stöhnten, die Gesunden fluchten, die Esel schrieen, die Pferde wieherten, und immer neuer Zuzug drängte sich, die Dorfgasse entlang, dem heiligen Anger zu.

Das verschüchterte Federvieh hatte sich über das Getümmel so hoch als möglich erhoben und errettet, und schrie und gackerte von den Bäumen und Zäunen, ja von den Hausdächern seine Noth und Verwunderung in die Welt aus. Es war ein liebenswürdiger Lärm, ein Lärm in der Blüthe, ein Lärm, wie ihn nur das lärmende, hallohende, spectakelnde sechzehnte Jahrhundert in solcher Vortrefflichkeit hervorbringen konnte.

Wenn man sich nun dazu die bunten Trachten von

Mann und Weib vorstellt, die Federbarette, die Bettlermäntel, die absonderlichen Waffen und Fuhrwerke, die Rosse, Maulesel und Hunde der Fremden, die ausländische Dienerschaft derselben in ihren landesüblichen, fremdartigen Costumen, und über dieses Alles einen Schleier von Sonnengluth und Staubwolken legt, so hat man ein schwaches Bild von dem Dorfe Oestorf am 15ten Juni 1556.

Mit wahrem Schauder und Widerstreben drängt man sich in eins der überfüllten Häuser; aber davon hilft uns jetzt kein Gott. Eins wimmelt wie das andere, und in der Arche Noäh konnte kein wüsteres Durcheinander, nicht mehr Dreck, Stanck und Uebelstand herrschen.

Wir treten in eins der niedrigen, mit Stroh gedeckten, hüttenartigen Gebäude, welches sich ziemlich am Ausgange des Dorfes, dem Schloß Pyrmont zu, befindet.

Hier sitzen in einem dumpfigen, schwarzgeräucherten Stübchen, welches der Bauer für schweres Geld und viele, viele gute Worte geräumt hat, welches aber die Fliegen nicht räumen wollen, da man nur Gewalt gegen sie anwendet, drei hochgelehrte und hochbeschwerte ältliche Herren an einem wackligen Tische auf wackligen Sesseln.

Alle drei Herren sind mit dem Podagra behaftet, und wollen den bösen Gast durch die Heilkraft des heiligen Borns vertreiben. Zwei der Herren haben das linke Bein,

Einer hat das rechte Bein dicht umwickelt. Alle Drei sind in schwarze Gewänder gekleidet, deren Schnitt uns erkennen läßt, daß sie sämmtlich dem Lehrstande angehören; alle Drei haben ihre Krückstöcke neben sich, alle Drei schwitzen und ächzen mehr, als sich eigentlich mit ihrer Würde verträgt — fett, fetter, am fettesten ist ihre Leibesbeschaffenheit, in aufsteigender Proportion, zu definiren. Ihr wackelnder Tisch ist mit Büchern, Papieren und Schreibgeräthschaften bedeckt — der Gedanke, bei solcher Hitze, bei solchem Lärm vor dem Fenster zu schreiben, ist fürchterlich, und würde jedes regelrecht organisirte Menschenkind auf der Stelle tödten!

Die drei schwarzgekleideten Herren müssen wohl nicht regelrecht organisirt sein, sie — haben geschrieben, und die Dinte ist noch nicht eingetrocknet in den niedergelegten Federn! Sie schwitzen entsetzlich und — sind benamset: Herr Helmericus Bone — Herr Christophorus Studtius und — Herr Hermanus Huddäus, Rector und nachher Pastor supremus zu Minden, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher mit Philipp Melanchthon correspondirte, „als welcher sein Präceptor gewesen war“.

Als Schüler eines solchen Mannes und eifrigster Lutheraner würde der Rector Huddäus mit seinem Zipperlein lieber in einen lutherischen Hühnerstall oder Taubenschlag zu Oestorf gekrochen sein, als das gute, aber

katholische Quartier, welches man ihm in Lügde anbot, angenommen haben.

In diesem Augenblick hielt der gute Mann ein mit lateinischen Versen beschriebenes Blatt Papier in der Hand. Er hatte die Lectüre des Poëms so eben beendet, und wischte athemschöpfend mit dem Sacktüchlein die glänzende Dichterstirn. Seine beiden gichtbrüchigen Freunde wischten sich ebenfalls die Stirne mit den Sacktüchlein, und gaben ihren Beifall und ihre vollkommene Uebereinstimmung mit dem Vorgelesenen durch ein gravitätisches Kopfnicken und Gebrumm zu erkennen.

„Sehr wacker, hochgelahrtester Herr Rectore!" sagte der Doctor Bone, und schnitt dabei unwillkürlich eine erschreckliche Grimasse, weil ihm sein Uebel in demselben Augenblicke auf die boshafteste Weise durch die Zehen fuhr.

„Ei, ei, o, o!" seufzte er. „Ach, meine Großmutter war ein künstliches Weib und der beste Doctor, so weit und breit zu finden war — uh, uh, was gäb' ich d'rum, wenn sie mir ein richtig Mittel nachgelassen hätte gegen diese Teufelsplage! Wacker, sehr wacker, hochgelahrtester Herr Collega!"

„Mirabile dictum, collega!" rief Herr Christophorus Studtius. „Virgilius Maro hätt's nicht besser gemacht und zu Wege gebracht! Uf — welche Hitze!

Horazischer Schwung — ciceronianische Latinität, geehrter Herr Collega — ohe — eheu! eheu! heu! heu!“

Auch er griff nach seinem schmerzenden Bein.

Der Rector Huddäus lächelte im befriedigten Autorgefühle sieghaft aber bescheiden. Er setzte ein vergessenes Pünktlein über ein I und hob dann wieder den Blick: „Nun werd' ich mit der günstigen Erlaubniß der Herren den Herren auch die Uebersetzung für das gemeine Volk, den ungelehrten Haufen — profanum vulgus — vorlesen.... o Himmel hu, hu — o gütiger Gott!“

Auch der Letzte des gelehrten Dreigestirns erfuhr von Neuem auf die eindringlichste Weise, daß er sein Bein nicht allein innehabe, sondern den Besitz desselben mit einem sehr ungern gesehenen und bewirtheten Gaste theilen müsse. Aber noch etwas Anderes verhinderte den deutschen Vortrag des Wackern.

Ein mächtiges Klopfen erschütterte die baufällige Thür auf solche Weise, daß die drei Herren erschrocken in die Höhe fuhren.

„Introite! tretet ein; aber lasset die Thüre ganz und heil!“ rief der Rector Huddäus, und ein junger Mann in der Reitertracht jener Zeit erschien auf der Schwelle und blies die Backen weit auf vor innerlichem Lachen ob dem Anblick der drei geplagten, schwarzen Gelehrten. Wir haben Mühe, in dem jungen Gesellen

unsern guten Freund Claus Eckenbrecher, den Galgenstrick von Holzminden, zu erkennen. Die fremde Luft und das fremde Brod haben ihm sehr wohlgethan; Prügel hat er von seinen Kameraden dreimal tüchtig bekommen; man hat ihn zu einem stattlichen Reitersburschen mit Lederkoller, hohen Stiefeln, Schwert und breitkrämpigem Spitzhut herausstaffirt. Trotz seines heitern Temperamentes umschwebt in vergessenen Augenblicken ein Schatten innerlicher Rührung seine nichtsnutzige, windbeutelige Nase. Er hat erkannt, daß die Ferne sich zu einer Nähe verwandelt, welche keineswegs bloß Geld, Freiheit und Wonne ist. Claus Eckenbrecher hat Zustände kennen gelernt, in welchen sich der Mensch sogar nach dem Bakel eines Ehrn Valentin Fichtner und nach der lateinischen Grammatik zurücksehnen kann. —

Der Rector Huddäus und die beiden andern Herren schienen den Reiter recht gut zu kennen. Sie nickten ihm auf seine Verbeugung holdselig zu, und der Rector von Minden fragte:

„Nun was bringet Ihr mir Gutes, mein junger Meister?"

„Verzeihet, daß ich Euch störe, günstige Herren, bei der großen Hitz'; aber Herrendienst ist ein schlimmer Dienst und gehet vor Allem. Ich bringe Euch, Herr Rector, einen schönen Gruß von meinem gnädigen Herrn,

dem Herrn Grafen, an Eure Wohlgelahrtheit, und so Ihr die Gesetzlein für den Born fertig hättet, wär's seine Bitt', daß Ihr kämet, sie ihm vorzulesen. Mein Herr Graf möchte sie wohl heute noch hören und sie anschlagen am Lindenbaum, von wegen des Volkes, so nicht mehr zu bändigen ist, wenn ihm nicht alsogleich die zehn Gebote schwarz auf weiß vor die Rotznasen genagelt werden!"

Man sieht aus dieser langen Rede, daß der Claus bereits Höflichkeit im Hofdienst gelernt hatte, und es verstand sich recht zierlich und anmuthig auszudrücken.

Der Rector Huddäus nahm seine Ansprache auch mit Wohlwollen auf und entgegnete:

„So eben ist mit Gottes Hilfe das geringe Werk gelungen. Gern wäre ich dienstwilligst bereit, Euch zu dem Herrn zu Pyrmont zu folgen; aber —" Hier brach der Rector ab und blickte trübselig nieder auf sein umwickeltes krankes Bein, welches auf einem niederen Schemel ruhte.

„O, daran hat mein gnädiges Fräulein Ursula fürsorglich gedacht!" rief lächelnd Claus Eckenbrecher. „Sie hat ihre Sänfte mit mir gehen lassen und mir befohlen Eure Würden anzufassen gleich einem rohen Ei. Vor der Thür wartet die Sänfte auf Eure Hochgelahrtheit, und wenn Ihr Euch mir anvertrauen wollt —"

„Gratias ago dominæ mæ, ich danke dem gnädigen Fräulein!“ sagte seufzend der Rector, welcher viel lieber ruhig sitzen geblieben wäre bei den Collegen.

„Ich werde kommen,“ sprach er, nahm seine Papiere zusammen, faltete sie und steckte sie zärtlich in die Brusttasche seines weiten Obergewandes. Mühsam und ächzend erhob er sich, wobei er sich auf den Arm Eckenbrecher's stützte.

„So bin ich bereit! Uf — mein Fuß! vorsichtig — ach, Gnade! vor — vorsichtig — oh!“

Die beiden Collegen beneideten den Rector in diesem Augenblick nicht um die Ehre der Aufstellung der Bronnengesetze; es überlief sie sogar ein gewisses kitzelndes Behagen, wie sie zuschauten, wie ihr gelehrter Freund Arm in Arm mit dem jungen Reisigen zur Thür hinaus humpelte in die Sonnengluth und die turba magna, den Spectakel des großen Haufens.

Behutsam hob man den Rector Hudbäus in die harrende Sänfte des Fräuleins Ursula; aber es ging trotz aller angewandten Sorgfalt nicht ohne verschiedene leisere oder lautere Wehrufe ab. Nachdem der wackere Mann sicher eingepackt war, setzten sich die schwitzenden Träger in Bewegung und bahnten sich mit großer Mühe einen Weg durch die Menschenhaufen, welche die Dorfgasse anfüllten. Unser Freund Claus Eckenbrecher schritt

dicht neben der Thür der Sänfte her, um den ihm anvertrauten Schatz von Gelehrsamkeit und Zipperlein, welcher in dem schwankenden Kasten in ein sehr trübseliges Selbstgespräch sich versenkte, so sicher als möglich durch das Getümmel zu geleiten.

Es that wahrlich Noth, daß der handfeste junge Reitersmann zugegen war; denn je mehr man sich dem heiligen Born näherte, desto toller wurde das Getümmel und Gedränge.

Hier kam ein kreischender Karren, mühsam nachgeschleppt von einem spathlahmen Pferde, welches von einem alten, verdorrten Weibe gelenkt wurde. Unter der Leinwanddecke, welche über dieses Gefährt gespannt war, kauerten andere alte, verdorrte und verhuzelte Weiberlein, welche viele Spottreden und Sticheleien in der Menge zu ertragen hatten, sich aber weidlich dagegen nach Weiberart wehrten.

Der heilige Born zu Pyrmont war ja auch als ein Jungbrunnen im Land ausgeschrieen, und was alt war und Vertrauen hatte, konnte durch das Wunderwasser wieder jung und frisch werden, gleich dem jüngsten und frischesten Mägdlein. Das war ein Segen! Das verrunzelteste Greuel und Scheuel hatte die beste Aussicht auf rosige Wangen, helle Augen und Gliederfülle — jedes Urgroßmütterchen konnte das lustige Jugendleben mit

Liebäugeln, Männer-Quälen und Betrügen von vorn anfangen, ohne Gefahr zu laufen, deswegen von einem Hexengericht befragt zu werden.

Hier wackelte ein Landsknecht mit verbundenem Arm oder Kopf einher und fluchte sich eine freie Bahn. Gegen jede Wunde und Bresche, mochte sie noch so alt und bösartig, mochte sie auf dem Schlachtfelde oder in der Schenke geholt sein, half das gute Wasser des heiligen Borns zu Pyrmont.

Hier verlegte ein Haufe fetter Barfüßermönche aus einem allzu nahrhaften Kloster zu Paderborn den Weg; — gegen jede Verdauungsstörung war der heilige Born ein untrüglich Heilmittel!

Weiter hin schlichteten Spiegelbergische Knechte einen ausgebrochenen Kampf, in welchem die blanken Waffen bereits mitgespielt hatten; mit eigener Lebensgefahr mußten die Schloßleute den hitzigen, in einander verbissenen Streitern die Wehren aus den Händen reißen. Dort lagerte eine Schaar Spielleute aus einer Bergstadt im Harz um ein Feuer; dort zerhackte man einen eben geschlachteten Ochsen. Hier schlief, quer über den Weg liegend, ein Trunkener seinen Rausch aus, an welchem das Wasser des heiligen Borns nicht Schuld hatte; dort errettete eine Mutter mit hellem Geschrei ihr Kind

vor den Fußtritten einer andringenden Bande, welche einem Bänkelsänger nachfolgte.

In tausenderlei Gestalten umdrängte die Gefahr des Umwerfens die Sänfte, und Claus hatte genug zu thun, seinen Gelehrten aus allen diesen Gefahren zu erretten.

Im Culminationspunkt der „großen Vergadderung“ kam natürlich am meisten Noth an'n Mann; und es war ein Glück für die Träger der Sänfte, für die Sänfte selbst, für den Rector und den Eckenbrecher, daß in dem Augenblick, wo der Zug sich hier durchwand, von der andern Seite her zwei Reiter erschienen, welchen das Volk, ohne durch Bitten und Drohungen gezwungen zu werden, Platz machte, wodurch auch Claus für sich und seinen Schutzbefohlenen Raum bekam.

Der vorderste der Reiter war ein sehr elegant in schwarzen Sammet gekleideter Mann von ungefähr dreißig und einigen Jahren. Ein Schwert, ebenfalls in schwarzer Sammetscheide, hing ihm an der Seite; er ritt auf einem schwarzen Rappen und ließ sein kühnes, dunkles Auge ruhig über die wogende Menge hingleiten. Sein schwarzes Haar hing in wohlgeordneten Locken bis auf die Schultern hinab; die Farbe seines Gesichtes war gelblich-bleich, doch hatte sie durchaus nichts Kränkliches.

Ihm nach folgte auf fabem Roß ein Diener, fast

noch ein Knabe, welcher einen Mantelsack hinter sich über den Sattel geschnallt hatte und mit einem kurzen Feuerrohr und einem kurzen Schwert bewaffnet war.

Man sah auf den ersten Blick, daß weder der Herr noch der Diener dem germanischen Stamme angehörten, daß ein südlicheres Blut in ihren Adern pulsire.

Es würde sich schwer angeben lassen, was das Volk ohne Murren dem ersten Reiter aus dem Wege weichen machte; ein herrschender Zug im Gesicht, ein drohendes Auge würden es nicht vermocht haben, noch viel weniger hätten es vielleicht Bitten vermocht.

Jedenfalls sah man den unbewegten Mienen des Fremden an, daß er sich wohl öfters in noch wilderem Getöse bewegt hatte.

Auch die Aufmerksamkeit Eckenbrecher's zog der schwarzgekleidete Ankömmling in hohem Grade auf sich; aber der Reiter des Grafen von Pyrmont durfte nicht verweilen. Quer über den heiligen Anger, wo Zelt an Zelt, Laubhütte an Laubhütte aufgeschlagen und gebaut war, wo Feuer bei Feuer brannte, um die Krankensuppen und die Nahrung des Volkes zu kochen, zog Claus mit seiner Sänfte dem Schloß zu und über die Zugbrücke durch das dunkle, hallende Thor ein in den Schloßhof. —

Das Schloß Pyrmont hatte damals eine ganz andere Gestalt, als heute. Hohe Mauern und Wälle

umgaben es zu Schutz und Trutz. Thürme und Thürmchen, Erker und Giebel von allen Formen ragten und klebten überall daran.

Das alte Gebäude ist längst dahin — es ist zu Grabe gegangen wie das Haus der Spielberger selbst!

Andere Mauern sind aufgethürmt auf der Stelle, wo es sich einst stolz genug erhob; ein anderes Geschlecht leidet und freut sich in diesen neuen Mauern. —

In dem düstern Burghofe — bei solcher Hitze das kühlste Fleckchen der ganzen Grafschaft — sprangen sogleich einige Diener schnell heran und hoben den Rector Hermann Hudbäus so vorsichtig als möglich aus der Sänfte ihres Fräuleins, und setzten ihn auf die Füße, oder vielmehr auf den Fuß, denn sein linkes Pedal zählte der Rector selbst seit langer Zeit nicht mehr mit als Fuß.

Ein Bogenfenster öffnete sich in der Höhe, und unser alter Bekannte, Herr Philipp von Spiegelberg, legte sich weit hinaus und rief fröhlich herunter:

„Guten Abend, Herr Rectore! Sacht, sacht, Claus Eckenbrecher, faß mir den Herrn behutsam an! Hans, Toffel, Ihr Lümmel, heda, vorsichtig! Unterstützet den Herrn Rector, daß er die Trepp' hinauf kann."

Claus, Toffel und Hans gebehrdeten sich um den Gelehrten wie drei Ammen um ein krankes Kind, doch trotz des besten Willens nicht mit demselben Geschick. Die

enge Wendeltreppe, welche zu dem Gemache des Grafen hinauf führte, wurde ein wahrer Marterweg für den Rector von Minden. Der Arme gelangte halb ohnmächtig vor der Thür droben an; aber Herr Philipp empfing ihn so freundlich mit Gruß und Handschlag, entschuldigte so sehr wegen der Noth und der Umstände, welche er dem gelehrten Manne mache, daß dieser bald seine Schmerzen darüber vergaß.

Es war recht kühl und heimlich in dem hohen Gemache. Durch die bunten Scheiben flimmerte das Sonnenlicht und spielte zauberisch auf dem braunen Holzgetäfel der Wände, um die Hirschgeweihe und Waffenstücke; aber noch viel zauberischer um ein blondes Lockenköpfchen, welches sich schelmisch in dem hohen Lehnstuhl barg, der in der Fensternische dem Sessel gegenüber stand, von welchem sich Herr Philipp so eben erhoben hatte.

Dieses blonde, von der Abendsonne und der rothen, blauen, grünen und gelben Gluth der Scheiben umspielte Lockenköpfchen eignete dem Fräulein Walburg von Spiegelberg, des Grafen jüngstem Schwesterlein. Es war im Jahe 1556 kaum sechzehn Jahre alt, und wurde als das Nestküchlein des Hauses Spiegelberg und der Liebling der ganzen Grafschaft und weit nach allen vier Weltgegenden in's Land hinein — gehalten.

Ihr machte der Lärm der letzten Zeiten, der

Tumult drinnen und draußen, der Andrang der Gäste, über welchem ihr Bruder sich die Haare hätte raufen mögen — bei welchem der Schwester Ursel, dem Hausmütterchen von Pyrmont, oft genug die Sinne vergehen wollten — das allergrößte Vergnügen. Ihr gefiel das Getümmel um den heiligen Born gar sehr. Sie, als der Eulenspiegel und die neckische Fee des Schlosses auf dem heiligen Anger, war bei diesem Skandal recht in ihrem Elemente und kam bei Tag und bei Nacht nicht aus dem Lachen heraus.

Eine verwegene Reiterin und Jägerin, eine gute Sängerin und Harfenschlägerin — wenn sie wollte — war Fräulein Walburg. Muthwillig und sanft, trotzköpfig und milde spielte sie nach Gelegenheit in allen Farben, gleich einem Thautropfen in der Morgensonne. Ein gutes Drittheil aller seltsamen Ereignisse, welche das Schloßvolk den Kobolden und Hausgeisterchen zuschrieb, fiel von rechtswegen auf des kleinen Fräuleins Rechnung. Auf ihr lastete das Leben noch nicht so schwer, wie auf den beiden andern Waisen von Spiegelberg; sie führte ja nicht den Herrschaftsstab über das Land Pyrmont, wie Bruder Philipp; sie trug ja nicht das Schlüsselbund der Grafschaft am Gürtel, wie Hausmütterlein Ursula, die gute stille Schwester, welche durch den frühen Tod der Eltern schnell zu weiblicher Selbstständig-

keit gereift war und in Noth und Sorgen das häusliche Regiment auf Pyrmont führen mußte.

Wahrlich hatte Ursula die meiste Noth und Sorge von dem tollen Wesen, das über ihr stilles, grünes Waldthal so urplötzlich, so verwirrend hereingebrochen war. Früh vor Tage, ehe die Hähne krähten, mußte sie aus dem Bett hervor, und als die Allerletzte durfte sie in der Nacht das Lager suchen. Ueberall mußte sie ihre Stimme erklingen lassen; bittend, klagend, scheltend, befehlend, ihre braunen Locken schüttelnd.

Ein Jeder wandte sich an sie, ein Jeder fragte sie um Rath, ein Jeder verlangte von ihr Trost und Hilfe!

In diesem Augenblick befand sie sich im Schloßgarten mit Frau Hedwig von Brandenburg, der Gemahlin des Churfürsten Joachim, einer polnischen Prinzessin von grämlichem Gemüthe, sauertöpfigem Aussehen und knarrend-kreischender Stimme. Die hohe Frau litt am Magenkrampf, wollte ihres Uebels durch den Born zu Pyrmont ledig werden, und machte der guten Ursel von Spiegelberg mit Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen das Leben schwer genug. Leider können wir dem armen Kinde nicht helfen, wir müssen sie ihrem bösen Geschick und der Prinzessin überlassen und in das Gemach des Grafen zurückkehren.

Zwischen Herrn Philipp und dem Rector Hud-

däus waren derweilen die Fragen nach der bösen Gicht und dem übrigen Befinden, die Complimente und höflichen Worte abgethan. Claus Eckenbrecher hatte dem Gelehrten einen Sessel gebracht, auf welchem dieser sich erst nach vielen Bitten niederließ, und sehr hübsch war es anzusehen, wie die kleine Walburg dann heranschlich und sich auf die Lehne dieses Sessel stützte zu nicht geringer Beklemmung und Beängstigung des Rectors.

Hübsch war es ferner anzuschauen, wie die Schelmin sich bemühte, aus ihrem rosigen Gesichtchen eine faltenreiche, mürrische Schulmeisterphysiognomie zu machen. Hübsch war es anzusehen, wie ihr solches Vorhaben auf keine Weise gelingen wollte, und wie sie es aufgab und sich für ihre vergebliche Mühe entschädigte durch eine Nase, die sie mit zierlichem Finger hinter dem Stuhle des gelehrten Mannes dem gelehrten Manne drehte.

Eigentlich war das sehr unrecht von ihr, denn der Rector Hermann Huddäus war in der Wahrheit ein sehr frommer und kluger Mann; aber — Kinder sehen solches nicht eher ein, bis sie selbst in die bedächtigeren Jahre hineinwachsen, und das ist wohl recht gut also, sintemalen das Leben in dieser Welt sonst gar zu langweilig werden würde.

Herr Philipp von Spiegelberg hatte alle Mühe, ernsthaft zu bleiben, und biß sich dabei fast die Zunge ab.

Er warf auch der niedlichen Gauklerin einen nach Möglichkeit grimmigen Blick zu, welcher Blick jedoch auf halbem Wege seine ganze Schreckhaftigkeit verlor und in das Gegentheil sich veränderte.

Aus der Gefahr des Erstickens an unterdrücktem Lachen vermochte sich der Graf nur durch die schnelle Frage zu erretten:

„Nun, Herr Rectore, Ihr habet also die Täfelein, so ich von Euch erbeten hatte, fertig gemacht?“

Huddäus verbeugte sich und griff nach seiner Brusttasche, wo die Papiere, welche wir schon kennen, knisterten.

„Die Gesetze des heiligen Borns sind geschrieben, wie Ihr, Herr Graf, es befohlen habet.“

„Das ist mir eine gar weidliche Freud', und ich danke Euch recht sehr dafür. Aber nun setzet auch Euerer Güte das Kränzel auf, und leset sie meinem neugierigen Schwesterlein und mir her. Nachher wollen wir sie anschlagen an der Linde neben dem Bronnen, und alles Volk, so dieselbigen übertritt, soll zu seinem Schaden und Euerer großen Ehren Euerer Gelahrsamkeit gedenken.“

Der Rector verbeugte sich abermals, räusperte sich und schaute erschrocken seitwärts auf seine linke Schulter, auf welche plötzlich ein leises Lockenringlein sich herabgesenkt hatte. Die Walburg als neugieriege Evastochter blickte dem Rector über die Schulter in das Concept,

und das war wieder sehr unartig von ihr, da sie mit Vorbedacht den Mann dadurch vollständig aus aller Fassung brachte.

Erst nach mehrfachem Hin- und Herrücken hatte er sich so weit zurecht gefunden, daß er sich zum drittenmal verbeugen und zum zweitenmal räuspern konnte. Dann aber kam er in Zug und begann, gleichsam als ob er auf seinem Katheder zu Minden vor seiner in Ehrfurcht verstummten Prima sitze:

„Periocha legum ad sacrum fontem a fixarum — das ist die Ueberschrift..."

Und mit der Hand den Takt zu seinen Distichen schlagend, floß ihm in holdseliger Gebundenheit das Latein von den Lippen:

„Justitiae fines, ne Tu peregrine viator
Ignores, Leges has tibi semper habe!
Primum qui sacrum —"

Hier aber wurde der Strom seiner Recitation leider schon unterbrochen. Der Spiegelberger Graf hatte nämlich Mund und Ohren so weit als möglich aufgesperrt und rückte nun selbst, wie eben noch sein Gast, unruhig auf seinem Sessel hin und her. Zuletzt legte er die Hand auf den scandirenden Arm des Rectors und sprach mit höchst kläglicher Miene:

„O mein allerliebster Herr Rectore, das ist ja

Latein! Wie soll das ungelehrte Volk dieses verstehen? und auch ich —"

„Und auch ich," kicherte die Spiegelbergerin hinter der hohen Stuhllehne.

„Und auch ich," fuhr der Graf fort, „auch ich verstehe es nicht, und muß bekennen zu meiner großen Schande, daß leidergottes kein Stab und Prügel hart genug war, mir solche schöne Sprache einzubläuen, als ich noch ein Büblein war."

Der Rector, welcher seufzend in der Declamation seines Virgilianischen Poëms innegehalten hatte, neigte bescheiden das Haupt und sprach:

„Dieses ist auch nur für die Leute von Gelahrtheit, so den guten Brunnen für ihre Leibesbeschwerden zu brauchen kommen; hier hab' ich die Gesetzlein auch in teutsche Reime gebracht, das mag denn sein für den gemeinen Haufen."

„Danke, danke Euch, Herr Rectore!" jubelte Walburg in die Hände klatschend, und ihr Bruder brach nun ebenfalls in ein helles Lachen aus. Die Gelegenheit war allzu günstig!

Der Rector aber quälte sich vergebens um den Grund dieser urplötzlichen Heiterkeit der Geschwister, und nur ganz dunkel schoß es ihm durch den Sinn, was für

eine anmuthige, höfliche Bemerkung er zum Besten gegeben hatte.

„Bitte, bitte, Herr Rectore," rief der athemlose Philipp, „bitte, denket einmal, wir gehörten mit zum ungelehrten, gemeinen Haufen, und leset der Walburg und mir erst die teutschen Gesetzlein her; das Latein gehet uns nachher desto baß ein!"

Herr Hermann Hubbäus zuckte unmerklich die Achseln, gedachte unmuthig des alten schönen Wortes vom Werfen der Perlen vor die Säue — margaritas ante porcos — kam aber doch der Bitte des Grafen nach, zog sein anderes, umfangreicheres Blatt hervor und begann von Neuem:

„Gesetze des heiligen Borns zu Pyrmont.

Daß sich ein Jeder thu halten recht
Bei diesen Brunn, will ich nun schlecht
Des edlen Herrn und Grafen Will'n
An Baum gehängte Artikel erzäll'n.

I Zum ersten soll'n, so diesen Fontein
Besuchen; reich, arm, groß und klein,
Sich allewege thun befleißen,
Daß sie nicht göttliche Ehr beweisen
Diesem Brunn, und machen ihn nicht
Zu einem Abgott, sondern schlicht
Zu Gottes Ehren sein genießen,
Von Dem kömmt diese Gnad herfließen.

II Ein sicher Geleit thun wir auch geben
Den, so sich halten recht daneben.

III Zum dritten soll sich ein Jeder warten,
Daß er den Leuten an Zäun und Garten,
An Wiesen, Weid und Korn dazu
Bei schwerer Straf kein Schaden thu.

IV Niemand soll hier auch richten an
Unlust, es soll sich Jedermann
Gebührlich halten gegen sein'n Wirth,
So bleibt der Gast auch unbeschwert.

V Wer hieher Proviant bringt feil
Und ander Waar, sei was es will,
Geb redlich Kauff's und handle recht
Bei Straf so da ist aufgelegt;
Drei Groschen Stetgeld soll er geben
Alle Woch'n, davon die Armen leben.

Der Wolgeborne Graf und Herr
Hat diese Artikel löblich sehr
An eine Linden bei dem Bronn
Gehenckt, als man so findet ston,
Danach ein Jeder bei Straf und Pein
Sich halten soll bei Straf und Pein!"

So ging es weiter bis zum Ende, bis der Rector von Minden Hermann Huddäus sein Blatt aufrollte und emporblickte zum Grafen, welcher aufgesprungen war.

„So ist's recht! so ist's wacker! so hab' ich's auch gemeint! Dank Euch, dank Euch! Und an die Linde

wollen wir das heute noch — jetzt gleich hängen! Das ist schön!"

„Wird dem Volk grad so viel leuchten, wie Dreck in der Latern'!" brummte Claus Eckenbrecher an der Thür, doch nicht so laut, daß Jemand seine unmaßgebliche Meinung bestreiten konnte.

„Aber nun auch das Latein — das Wahre —"

„Ein andermal, liebes, altes, schwarzes Rectorlein!" jubelte Fräulein Walburg von Spiegelberg, und sprang und tanzte im Gemach umher. „Das Latein auf ein anderesmal! Jetzt das Deutsch! Wir wollen Alle mitziehen, es an den Baum zu schlagen; wir wollen einen großen Zug machen Euch zur Ehren, mein Rectorlein, und Ihre keifenden churfürstlichen Gnaden von Brandenburg sollen auch mitgehen, und Ihr sollt Hofprediger werden zu Berlin im Sande — das will ich Euch versprechen."

„Ja, so wollen wir thun!" rief Graf Philipp. „Und einmal zur guten Stunde kommt da eben mit der Ursel über den Hof die alte —" er schlug sich auf den Mund — „wollt' ich sagen, die Frau Churfürstin Hedwig. Heda, Claus Eckenbrecher, sprich zu den Knechten, sie sollen ihre Spieße nehmen, und die Drommeter sollen sich bereit halten, uns vorzublasen. Wir gehen zum Bronn —"

„Ach, aber gräfliche Gnaden —“ seufzte der geschmeichelte Rector und blickte auf sein krankes Bein.

„O, das soll Euch nicht halten! Wir wollen Euch auf einen Sessel setzen — Ihr möget gleich auf diesem sitzen bleiben — und zwei Knechte sollen Euch tragen wie einen römischen Bürgermeister oder Feldmareschalk, so einen Triumphzug feierte. Das soll so sanfte gehen, als säßet Ihr auf einem geflügelten Esel oder Eurem Katheder.“ —

Gesagt gethan! Einige Minuten später finden wir fast die ganze Hofhaltung von Pyrmont auf dem Schloßhofe versammelt; in der Mitte auf seinem Lehnstuhl den Rector Huddäus sammt seinem Zipperlein.

Die Knechte und Pagen stellten sich auf zum feierlichen Zuge, und die schrille Stimme der Frau Churfürstin von Brandenburg erfragte, was dieser neue Lärman bedeute, und ob es denn niemalen Ruhe geben werde auf dem Schlosse zu Pyrmont.

Den Grafen Philipp, welcher jedesmal, wenn sein fürstlicher Gast seine Stimme vernehmen ließ, eine Faust in der Tasche machte, stieß das Schwesterlein schalkhaft mit dem Ellenbogen in die Seite, als sie Beide auf die ärgerliche hohe Dame und die arme gequälte Ursula zuschritten.

*

„Geh',“ flüsterte Walburg, „sei ein artiger Knab' und recht höflich.“

„Der Teufel hole das Weib!“ murmelte der Graf von Pyrmont, ehe er der Frau Hedwig unter tiefen Verbeugungen die Bedeutung und den Zweck des Aufzuges auseinandersetzte. Die Churfürstin erklärte darauf, sie sei bereit mitzuziehen und durch ihre Gegenwart zur Verherrlichung der Feierlichkeit beitragen zu wollen. Gellend schrie sie nach den Damen und Herren ihres Gefolges, nach ihren polakischen Läufern und ihrem Hofzwerge. Als Alles sich zusammengefunden hatte, ergriff sie den Arm des kleinmüthigen Grafen und stellte sich mit diesem dicht hinter den Spiegelbergischen Trompetern an die Spitze des Zuges. Zwischen den beiden Fräulein Ursula und Walburg aber wurde, wie es vorgeschlagen war, der Held des Tages, der Verfasser der Badegesetze des heiligen Borns, der Rector Hermann Hubdäus von Minden, in seinem Armsessel von zwei rüstigen Knechten gleich einem Triumphator einhergetragen.

Ach, hätte der Gute in dieser seligen Stunde schon gewußt, daß sein lateinisches Gedicht der Welt ebenfalls nicht verloren gehen sollte, daß der berühmte Freund, der Doctor Philippus Melanchthon, dieses Poëm in demselben Jahre noch zu Wittenberg, in Quarto, vermehrt mit einer Vorrede und Widmung an den Grafen

von Hoya, drucken lassen würde: o, wie hätte das die Wonne seines Herzens vermehrt, wie hätte das die Schmerzen seines kranken Beines gemildert!

Gravitätisch theilte der Haushofmeister von Pyrmont mit seinem Amtsstabe die herzudringende Menge, welche den Grundherrn und seine vornehmen Gäste auf die tumultuarischste Weise begrüßte auf ihrem Wege über den heiligen Anger. Alle Hunde, Diener und Dienerinnen des Schlosses, welche von ihren Geschäften nicht abgehalten wurden, zogen mit; die reisigen Knechte, unter welchen sich Claus Eckenbrecher befand, beschlossen den Zug.

Die Trompeter bliesen mit vollen Backen in ihre Instrumente, gewaltiges, stets wiederholtes Jubelgeschrei der Menge stieg auf zum Himmel und klang wieder von den Bergen.

Man näherte sich der großen Brunnenlinde. In Purpur und Gold strahlte der Abendhimmel und überleuchtete mit rother Glut phantastisch die bunten Gewänder, die Zelte, die Hütten, die ineinander geschobenen Wagen und Karren, die bunten flatternden Fähnchen, die wogende tausendköpfige Menge.

Auf dem Wege, welchen heute die große Allee beschattet, bewegte sich langsam der Zug des Grafen und seiner Gäste, und eben hatte er sein Ziel, die große

Brunnenlinde erreicht, als die dort versammelte Volksmenge plötzlich nach allen Seiten hin auseinander schlug und zurückdrängte mit großem Geschrei, wie ergriffen von Furcht und Erstaunen.

Sechstes Capitel.

Es kommt ein schönes Mädchen zum heiligen Born; Herr Philipp von Spiegelberg wird gewarnt, will aber nicht hören.

Ein seltsames Abenteuer hatte sich am heiligen Born zu Pyrmont zugetragen und entwickelte sich soeben weiter. Darein verflochten war jener fremde Mann, dessen Ankunft vor zwei Stunden die Aufmerksamkeit Claus Eckenbrecher's und des Volkes so sehr erregt hatte. Wie wir schon erzählt haben, machte die Menge, welche die Gesundheitsquelle umlagerte, dem Fremden bereitwilligst Platz und öffnete ihm den Weg zu dem heiligen Wasser. Er stieg vom Pferde ab, schöpfte eine Hand voll des hervorsprudelnden, frischen, stahlkräftigen Trankes und führte ihn an die Lippen. Sein Knabe war ebenfalls abgestiegen und hatte auf das Gebot seines Herrn ein Fläschchen aus dem Bronnen gefüllt.

Eben wollten sich Herr und Diener ruhig, wie sie gekommen waren, entfernen, als ein unerwartetes Ereigniß, eine — Erscheinung sie aufhielt.

Die Menge, welche bereits ihr Interesse an den Fremdlingen verloren hatte, wogte von Neuem um die heilende Quelle ab und zu, murmelte Gebete, seufzte, ächzte, kreischte, stöhnte, fluchte, lachte, trank, füllte Schaalen, Töpfe und Krüge nach gewohnter Weise, und der aufgewirbelte Staub hüllte Alles in einen dichten Schleier. Aus diesem Nebel, aus diesem Menschengewühl wand sich auf einmal ein Weib hervor, welches von dem Getümmel dicht vor den Fremdling gedrängt wurde. Ein schönes Weib, mit stolzem, lachendem Munde, Feuer in den schwarzen Augen, die hohe Gestalt reich von einem schweren, dunkelblauen Gewande umflossen, ein Hütchen mit Federn auf dem Haupte, ein carmoisinrothes Mäntelchen, welches nach der Mode der Zeit kaum auf die Hüften herabging, um die Schultern geschlagen.

„Fausta! Fausta!“ rief der fremde Mann bei ihrem Anblick. Weit und starr wurden seine Augen, als erschaudere er im höchsten Schrecken vor einem Gespenst. Er schwankte und hielt sich kaum auf den Füßen; unwillkürlich griff er nach dem Schwert an seiner Seite.

Auch das Weib schrack heftig zusammen und ihre

rechte Hand umfaßte krampfhaft den Griff eines reichen Dolches, welcher in ihrem Gürtel steckte.

„Simone Spada!“ hauchte sie, und ihre Lippen preßten sich zusammen, ihre Augen sprühten Blitze des Schreckens, des Hohnes, des Hasses.

Einen kurzen Augenblick standen sich die Beiden so, zweifelnd, verwirrten Blickes einander gegenüber, ein Jedes verzaubert von dem Auge des Andern. Sie kämpften mit den Augen, sie rangen damit gegen einander an, und was dem staunenden Volk umher Sekunden waren, das wurde ihnen zu Unendlichkeiten voll Schmerz und Grimm. Plötzlich löste sich der Zauber, wie ein electrischer Schlag schien es den fremden Mann zu durchzucken. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich seiner Brust; dann that er einen Sprung über den kurzen Raum, welcher ihn von dem schönen Weibe trennte.

„Da das Kloster, der dunkle Kerker Dich nicht zu halten vermag, so stirb, Verworfene!“ schrie er außer sich. Sein Degen blitzte in der Abendsonne — das Weib trat zurück und zog ihr Dolchmesser — ein Theil der umdrängenden Menge stob erschreckt auseinander, ein anderer Theil drängte neugierig näher; einige muthige Männer warfen sich dem Fremden entgegen — der Stoß seines Schwertes ging in die leere Luft.

„Mord, Mord! Nieder, nieder mit dem Friedens-

brecher!" schrie die Menge, und — Graf Philipp von Pyrmont sammt seinen Gästen, Schwestern und Gefolge erschien unter der Linde am heiligen Born. Von seinem Lehnstuhl aus der Höhe hatte der Rector Hermann Huddäus jedenfalls den besten und bequemsten Ueberblick über die sich nun abrollenden, merkwürdigen Begebnisse.

Mit dem Erscheinen des Grundherrn legte sich das Getöse und der Aufruhr allgemach. Der Fremde stand ruhig, hoch aufgerichtet zwischen den ihn umringenden Männern; hinter ihm hielt sein zitternder Knabe die Zügel der schnaubenden, stampfenden Rosse.

Auch das Weib hatte ruhig die Arme über der Brust zusammen gelegt und blickte in die Glut des Abendhimmels, als habe sie durchaus keinen Theil mehr an dem, was um sie her vorgehen würde.

„Wer ist der Mann? Wer sind diese Leute?" fragte Philipp von Spiegelberg; aber er erhielt keine Antwort aus dem Volk. Ein Jeder hing in tiefster Spannung an den Lippen des Unbekannten.

„Wer seid Ihr? Sprecht!" wandte sich der Graf, die Stirn runzelnd, an den Fremden.

„Ein Arzt, Simone Spada aus Bologna."

„Und was treibt Euch, freventlich den Frieden meines Grund und Bodens zu brechen und Eure Waffen zu erheben gegen ein wehrloses Weib?"

„Sie ist eine Verfluchte,“ sagte der Arzt Simone mit dumpfer Stimme.

Das Weib lächelte. Herr Philipp zu Pyrmont ließ es nicht mehr aus dem Auge. Auch Simone Spada lächelte, als er diesen forschenden Blick des jungen Grafen erspähte, aber er lächelte auf sonderliche Weise und rief:

„Hütet Euch, hütet Euch, Herr! Bei Eurem irdischen und ewiglichen Heil, hütet Euch!“

„Was sollen die Worte?“ sprach der Graf. „Antwortet mir, Meister Simone Spada, weshalb kommet Ihr hierher? Was suchet Ihr zu Pyrmont?“

„Gott der Herr hat viele heilsame Kräfte in das Wasser dieser Quelle gelegt,“ antwortete der Arzt. „Das Gerücht davon ist in die weite Welt gedrungen. Ich war auf der Reise in mein Vaterland begriffen und bin abgeschweift vom Wege, dieses Borns geheime Kräfte zu erkunden.“

„Und wer seid Ihr?“ wandte sich Philipp von Spiegelberg nun an die Unbekannte. Seine Stimme zitterte ein wenig, als er diese Frage that.

„Eine Verfluchte! Er sagt es ja! . . . . O, wie ich Dich hasse, Simone Spada!“

Eine Bewegung und ein Gemurmel ging durch die Menge; der Graf von Pyrmont trat einen Schritt zurück, seine Schwester Walburg faßte seinen linken Arm;

seinen rechten Arm drückte Frau Hedwig von Brandenburg braun und blau.

„Wie nennet Ihr Euch?"

„Fausta La Tedesca!"

„So heißt sie!" rief der Arzt, feierlich die Hand erhebend. „Und todt und verworfen ist sie, und wer sie anrührt, wird vergehen. Gebt mir mein Schwert und lasset mich meines Weges ziehen; ich gebe es auf, mit dem Verhängniß zu kämpfen. Sehet sie nicht an in ihrer Schönheit, Herr Graf zu Pyrmont! weichet von ihr!"

„Gebet mir Raum und lasset mich denn, Ihr Alle!" rief Fausta, die Unbekannte. Sie wandte sich zum Gehen; aber Philipp von Spiegelberg vertrat Ihr den Weg.

„Nicht also! So darfst Du nicht von dannen. Ich bin dieses Bodens Herr und befehle Dir, zu bleiben. Ich will das Geheimniß, so über Dir lieget, kennen. Sprecht, Simone Spada, wer ist die Maid?"

„Fragt sie selbst, gnädiger Herr! Erzähle, Fausta La Tedesca, wer Du bist — sag', woher Du kommst?"

Die Angeredete schwieg, und ließ nur ihr großes, dunkles Auge im Kreise umherschweifen.

„Rede, rede, Fausta!" rief Simone.

„Redet!" sprach der Graf, dessen Pulse und Herz klopften, vor dessen Augen Alles in rother Glut schwamm.

Fest schaute die Unbekannte dem Spiegelberger in's

Gesicht; sie ahnte, was in ihm vorging; plötzlich sank sie auf die Knie und hob die Hände gegen den Grafen flehend auf:

„Rettet, rettet mich! Duldet nicht, daß er mich tödte; nehmet mich in Euren Schutz! — Ich hasse ihn, weil er mich liebt!"

„Hütet Euch, Herr Graf," rief Simone; „rührt sie nicht an; sie ist verflucht, sage ich Euch, und verflucht ist mit ihr Der, welcher sie berührt!"

„Glaubet ihm nicht, um der heiligen Jungfrau Willen; rettet mich vor ihm. In Dunkelheit und Vergessenheit hat er mich begraben — lebendig begraben wollen; er — "

„Ja, Unselige!" rief Simone der Arzt; „da das Kloster, der dunkle Kerker Dich nicht halten konnten, so wär's am besten, man wühlte eine Grube und würfe Dich hinein, und häufte Stein' und Erde auf Dich, und verbrächte sein Leben damit, einen Berg auf Dich zu wälzen, auf daß Du Dich erst dann wieder in's Licht hinauf gewühlt hättest, wann die Trompeten zum jüngsten Gericht rufen und der Herr niedersitzt zum letzten Spruch!"

Von Neuem und heftiger wurde die Menge ob solcher schrecklichen Worte von Entsetzen bewegt, und der leere Raum um die unbekannte Fremde, welcher solche

Worte galten, erweiterte sich mehr und mehr. Nur der Graf und der Arzt blieben auf ihren Plätzen.

„Was saget Ihr dagegen?“ fragte der Erstere.

Die Fremde schüttelte stumm das Haupt und neigte es fast zur Erde nieder.

„Sprich, Fausta, weshalb bist Du nicht in der Finsterniß geblieben?“ fragte Simone Spada. „Weshalb bist Du wieder unter die Lebendigen zurückgekommen? wer hat Dich hervorgezogen? wer hat Dich befreiet?“

Die Fremde erhob das schöne, bleiche Gesicht, die thränenvollen Augen wieder; den Fragenden schien sie nicht zu beachten, gegen den Grafen gewandt, sprach sie mit tonloser Stimme:

„Sehet, gnädiger Herr, auf allen Pfaden meines Lebens ist er mir zur bösen Stunde entgegen getreten, er und — — noch — ein Anderer. Sie fürchteten sich vor mir, weil sie mir Böses zugefügt hatten, und führten mich gefangen fort in dieses kalte, fremde Land. Da schlossen sie mich in ein Kloster ein, und meinen Wächterinnen erzählten sie Lügen, daß auch diese mich fürchteten und mich einkerkerten in ein dunkles Gemach, wo ich keine menschliche Seele erblickte; denn Speise und Trank reichten sie mir durch eine enge Oeffnung der Thür.“

Hier schoß ein Strahl wilden Triumphes aus den Augen Fausta's.

„Wer hat mich je gehalten?“ rief sie. „Zersprengt habe ich Ketten und Bande!“

Der Strahl war wieder erloschen und in tieferer Zerknirschung fuhr die Maid fort:

„Tage, Wochen und Monden vergingen mir in Jammer und Elend. Wahnsinnig sei ich, hatte man den Nonnen gesagt, und es kam immer nur eine vorsichtige Hand durch die Klappe meiner Kerkerthür, mir die hölzerne Schüssel und den irdenen Krug hinein zu reichen. Hager und runzlig war diese Hand bis zu einem glücklichen Tage. Heil sei der Stunde, wo eine andere Hand, klein und weich, gleich der meinigen hier, mir Speise und Trank zuschob. Diese kleine, weiche Hand habe ich gefaßt und fest gehalten, und sie hat mir geholfen und sich selbst auch. Nun schlug ein armes, mitleidiges Herz vor den Riegeln meines Gefängnisses, und dieses arme Herz war auch gefesselt und gefangen, und härmte sich ab nach einem andern Herzen, welches draußen vor den Mauern des Klosters in Liebe für es klopfte. Plane der Befreiung beredeten wir miteinander, bis die Stunde günstig war. Es war eine dunkle Sturmesnacht, im Walde harrte ein junger Reiter mit zwei ledigen Pferden, und die Riegel unseres Kerkers öffneten sich. Wir ritten die Sturmesnacht durch und den Tag auch. In Männerkleidung waren wir beiden Frauen. Meine Begleiter jagten stets so

dicht als möglich neben einander her, und der junge Reiter küßte oft und heiß die kleine weiße Hand, welche die Schlösser meines und ihres Gefängnisses geöffnet hatte. Und wieder kam eine finstere Nacht, da hatten wir das katholische Land durchritten, und noch immer hatten wir die Verfolger dicht hinter uns. Da hörten wir das Rauschen eines Flußes in der Finsterniß, und unser Schützer sagte: drüben finge das Reich der Ketzer an und drüben liege die Rettung. Schon vernahm unser Ohr wiederum den Hufschlag der Rosse unserer Verfolger, und wir befahlen unsere Seelen Gott und trieben unsere Pferde in das schwarze, rauschende Wasser. Ueber uns stand das Feuerzeichen Gottes, der große, erschreckliche Komet, und drohete furchtbarlich herab. Da hat die Fluth meine Begleiter fortgerissen und sie sind umgekommen, mir aber hatte das Wasser nichts gethan, und auch die Kugeln der Feinde, welche dieselben vom Ufer auf uns abschossen, sind über meinem Haupte weggegangen. Der Herr hat die Unschuldige beschützt —"

„Du lästerst Gott, Fausta La Tedesca!" rief Simone Spada; aber der Graf von Pyrmont stampfte mit dem Fuße auf:

„Schweigt! schweigt Ihr! — Redet weiter, Fausta!"

„Der Herr hat die Unschuldige geschützt; ungefährdet hab' ich mich mit meinem Rosse an das Ufer geret-

tet; aber lang hab' ich darauf krank gelegen in einer Hütte armer Bauern. Als ich mich wieder erheben konnte von meinem Schmerzenslager, hörte ich von dem Wunder, das sich begeben hatte — von dem Wunderbronn, welcher alles Weh und alles Gedächtniß von Weh wegspülen könne —"

„Verflucht ist der Quell, aus welchem Du trinkst!" rief Simone Spada.

„Stopft ihm den Mund, Ihr Knechte, wenn er nicht schweigen will!" rief wüthend Philipp von Spiegelberg, und die Reisigen zogen den Arzt weiter aus dem Kreise fort.

„Lasset ihn reden," sagte Fausta, „mein Ohr und Herz sind verschlossen gegen das, was er sagt."

„Fahret fort, Fremde," ließ sich Frau Hedwig von Brandenburg vernehmen.

„Ich hatte weder Geld noch Schmuck; aber das gute Roß, welches mich aus dem Kloster und Gefängniß errettet, welches mich durch den wilden Fluß getragen hatte, stand noch in dem Stalle des Bauern, der mich aufgenommen hatte. Das Roß hab' ich verkauft und mit Thränen Abschied von ihm genommen. Langsam bin ich zu Fuß weiter gezogen, all' den einzelnen Wanderern und den Haufen nach, die von dem heiligen Bronnen gehört hatten und zu ihm wallfahrteten. Da hab' ich den Fluß

wieder gekreuzt und bin hier angekommen und habe den Simone wieder getroffen. Nun schützet, schützet mich vor ihm, Herr Graf! Bei Euerer Mutter beschwöre ich Euch, bei Allem, was Euch am liebsten ist, lasset mich nicht wieder in seine Hände fallen!"

Schluchzend umfaßte die Flehende die Knie des jungen Grafen; — es schluchzten Ursula und Walburg, es schluchzte die Churfürstin von Brandenburg, alle Weiber im Volke schluchzten, während alle Männer wilde, drohende Blicke dem Arzt zuwarfen. Es wurde bereits nöthig, daß die reisigen Knechte den Simone gegen die Wuth des Volkes schützten. Im nächsten Augenblick konnte das drohende Unwetter über seinem Haupte losbrechen, und außer einigen Mönchen, denen die Erzählung der Fremden von ihrer Klosterflucht durchaus nicht gefallen hatte, gab es Niemanden, der nicht mit Vergnügen die Fäuste erhoben hätte gegen den Arzt Simone Spada aus Bologna.

Mancherlei verworrene Gedanken bewegten den Geist des Grafen von Spiegelberg. Was sollte er thun? was sollte er lassen?

Die peinlichen Warnungen des Fremden erschütterten ihn mächtiger, als er sich merken ließ; aber noch mächtiger erschütterte ihn das schöne, wimmernde Weib zu seinen Füßen. Einen Augenblick hatte er die Absicht, den

Arzt in Fesseln werfen zu lassen; aber ein neuer Blick auf die edle, vornehme Gestalt des Fremden ließ ihn sogleich davon abstehen. Dann kam ihm der Gedanke, sowohl den Mann wie das schöne Weib von seinem Gebiete zu treiben; aber an der Ausführung dieses Gedankens hinderte ihn ein Blick auf die holde Flehende zu seinen Füßen. Er beschloß, dem Arzt Simone allein das Betreten der Grafschaft Pyrmont zu verbieten.

„Lasset den Mann frei; gebet ihm sein Schwert zurück!“ rief er. „Er soll freien Raum haben, zu gehen — öffnet ihm den Weg, und Du, Claus Eckenbrecher, folge ihm and führe ihn zur Grenze unserer Herrschaft. Hierher, Ihr Knechte, geleitet die Maid zum Schloß, sie soll unter meinem Schutz stehen, bis wir nähere Erkundigungen über sie eingezcgen haben.“

„Dank, Dank, gnädiger Herr!“ rief Fausta La Tedesca.

Der Arzt aber richtete sich hoch auf.

„Herr Graf zu Pyrmont, das Verderben faßt Euch; in ihrer schönsten Gestalt nehmet Ihr die Sünde in Euer Haus auf. Vergeblich ist's, Euch zu warnen — Ihr seid dem Verhängniß verfallen! Ich gehe nach Euerem Gebot — Paul, führe die Pferde herzu — Fluch, dreimal Fluch Dir, Fausta La Tedesca!“

Der Arzt Simone Spada stieß sein Schwert, wel-

ches man ihm zurückgab, in die schwarze Sammetscheide zurück. Noch einmal wandte er sich gegen das Volk:

„Viel heilsame Kräfte hat der gütige Gott in diesem heiligen Quell verborgen; ich sage Euch, wenn Jene da aus diesem Born getrunken hat, so betet, betet — Männer, Frauen und Kinder betet, daß Gott ihm seine Kraft lasse. Wahrlich, sehr zweifle ich, ob es geschehen werde.“

Der zitternde Knabe Paul hatte das schwarze Roß herzu geführt und hielt nun seinem Herrn den Steigbügel. Sicher schwang dieser sich in den Sattel — die Menge theilte sich, und langsam ritt der Arzt von dannen, ohne sich weiter umzuschauen.

„Folge ihm, Claus Eckenbrecher,“ sprach der Graf, und der junge Reisige, ebenfalls zu Pferde, folgte dem Fremdlinge und wehrte das neugierige Volk mit Wort und Gewalt von ihm ab. Andere Knechte nahmen, ein wenig scheu, das junge Weib, über welches der Arzt so grausame Worte aussprach, nach ihres Herrn Befehl in ihre Mitte und geleiteten sie durch die Abenddämmerung über den heiligen Anger dem Schlosse zu.

Philipp von Spiegelberg starrte ihr, wie versunken in tiefen Traum, nach, so daß Frau Hedwig von Brandenburg fast Gewalt anwenden mußte, um ihren jungen Wirth wieder zurückzuziehen in das Leben und die

*

Gegenwart. Die gute Dame so wie auch die Schwestern Ursula und Walburg waren freilich durch den abenteuerlichen Vorfall ebenso verstört und verwirrt wie der Graf; aber die Nacht brach bereits langsam heran, das Gras wurde thaufeucht, kalte Füße bekam die Churfürstin — Alles drängte die Bewohner des Schlosses, des eigentlichen Zweckes ihres Zuges zu gedenken.

Man that also.

Mit großer Feierlichkeit wurde die Anschlagung der Brunnengesetze an die große Linde vorgenommen und dem Rector Huddäus das Kränzlein der Ehren aufgesetzt. Die ganze vornehme Gesellschaft trank einen Becher von dem heilsamen Quell, die Trompeter bliesen ein lustiges Stücklein, und alles Volk schaute zu und rief Vivat. Aber es lag schwer auf jedem Gemüthe, außer auf dem des Rectors Hermann Huddäus, welcher jeglichen Tropfen aus dem Becher des Ruhmes, der ihm floß mit Wollust einschlürfte und innerlich ein Jo triumpho über das andere rief. Das allein bedauerte der Gute, daß seine Collegen Studtius und Bone, daß die ganze Lateinschule zu Minden, sammt Herrn Philippus Schwarzerd, der Universität Wittenberg und dem übrigen Universum nicht Zeugen waren — Augen- und Ohrenzeugen — der Ehren, so ihm widerfuhren, und der Lobreden, so ihm mit spitziger Zunge und Lippen zulispelte Frau

Hedwig, die Churfürstin von Brandenburg, geborene Prinzessin in Polackien.

Aber wie aller Jubel und jedes Halloh auf Erden, so kam auch diese Freudenstunde zu ihrem Ende. In langer Reihe zogen durch die dunkelnde Nacht durch Feuerglanz und Fackelschein und Mondenlicht die hochgeborenen und niedriggeborenen Bewohner des Schlosses Pyrmont, zu Fuß und zu Roß heim zum Nachtmahl. Der Rector Huddäus wurde von der Brunnenlinde, in dem Lehnstuhl sitzend, auf dem kürzesten Wege in sein Logement zu Oestorf zurückgetragen. Müde und zerschlagen an allen Gliedern kam er daselbst vor seinem Bauerhause an, und that ihm dieser Abend an seiner Kur einen großen Schaden, welcher nur durch die innere geistige Befriedigung aufgewogen werden konnte. —

Unterdessen geleitete unser Freund Claus Eckenbrecher den Arzt Simone Spada, nach seines Herrn, des Grafen Befehl, bis an den östlichen Grenzstein der Grafschaft, indem er neben dem Knaben Paul, welchen er, jedoch vergeblich, in ein Gespräch zu verwickeln strebte, einhertrabte. Bald hatten sie den heiligen Bronnen, die Feuer, Zelte, Hütten und das Dorf Oestorf hinter sich gelassen, und die stille abendliche Einsamkeit des Waldes am Königsberge nahm sie auf. Nur dumpf und verworren klang aus der Ferne der Tumult des menschenvollen

Thales an ihr Ohr, und in der Stille der Sommernacht fand der italische Arzt allgemach das Gleichgewicht seiner Seele wieder, obgleich es noch oft genug wild in ihm aufkochte und unwillkürliche Ausrufe des Schmerzes und des Zornes sich seiner Brust entrangen.

So lange es noch hell genug dazu war, hatte er im Reiten mit einem Stift ein Blättlein Papier aus seiner Brieftafel beschrieben. Dann hatte er es mit der Brieftafel wieder in seine Brusttasche versenkt.

Rund und voll stieg der Mond über den Bergen hervor; auf den wolkenlosen Tag folgte eine ebenso wolkenlose Nacht. Kein Blatt am Baum, kein Grashalm regte sich, und lange Zeit wurde es kaum kühler auf den heißen Tag.

Die Emmer rauschte aber munter zur rechten Seite der drei Reiter, und endlich, endlich strich ein erfrischender Luftzug durch den vom hohen Stoll und Pinberg sich herabsenkenden Wald.

Der Arzt Simone riß die Brustknöpfe seines Gewandes auf und athmete schwer und tief.

„Fausta La Tedesca!“ flüsterte er. „Fausta wieder unter den Lebendigen?! Fausta wieder auferstanden aus dem Grabe! O das Verhängniß, das Verhängniß!“—

Unter dem Büsseberg, wo die schauerigen Felsen dicht am Wege und dem Emmerfluß emporragen, stand

der alte, bemooste Grenzstein, bis zu welchem der Spiegelberg'sche Reisige den wälschen Arzt und seinen Diener zu geleiten hatte. An dieser Stelle hielt Claus sein Roß an und nahm ganz höflich Abschied von den Fremden, um sie ihren Weg allein ziehen zu lassen.

„Fahret wohl," rief er, „und was ich bitten wollt', jaget uns doch, wenn Euch Euer Weg hier wieder durchführen sollte, nicht wieder solch' einen grausamen Schrekken ein. Uebrigens, im Vertrauen gesagt, ich traue Euerm ehrlichen Gesicht doch mehr als dem wunderschönen Weibsbild, deren Geschichte Euer Knab' mir nicht anvertrauen wollt'."

„Möge ich nimmer hier wieder durchkommen!" sprach der Arzt, finster lächelnd. Er nahm seine Brieftasche heraus, zog das beschriebene Blatt hervor, faltete es zusammen und schrieb in einem Mondenstrahl die Adresse darauf. Darauf reichte er es dem Claus und fuhr fort:

„Hier, nehmet diesen Brief und bringet ihn Eurem Herrn, dem Grafen zu Pyrmont. Und zum Dank für Euer gutes Geleit haltet Euere Hand auf."

Claus Eckenbrecher nahm sowohl den Brief des Fremden als auch die beiden Goldstücke, welche dieser ihm mit in die Hand fallen ließ.

„Ich danke Euch und will Euch noch eine gute Meinung mit auf den Weg geben: Lockert Euer Schwert

in der Scheide und lasset Euern Knaben nach seinem Feuerrohr sehen; es streicht jetzo viel böses Gesindel auf den Wegen umher und geht des Nachts nach Raub aus. Gute Nacht und glückliche Fahrt!"

Für den Italiener schien der Claus mit seinem Dank und guten Rath gar nicht mehr in der Welt zu sein; seinem jungen Diener rief er zu:

„Via, via Paul! Fort, mein Sohn! Schüttle den Staub von Deinen Füßen und vorwärts — vorwärts! Diese Luft erstickt mich!"

Im Galopp jagten Beide weiter.

Kopfschüttelnd blickte Claus Eckenbrecher den Davoneilenden nach, bis sie in dem Gewirr von Licht und Schatten, welches der Wald über die Straße legte, verschwunden waren. Dann wandte er sein Roß, ließ einen hellen Pfiff vernehmen, ließ die beiden empfangenen Goldstücke in der hohlen Hand aneinander klingen und setzte mit einem lauten Jubelruf seinem Schecken die Sporen in die Weichen. Heimwärts galoppirte auch er durch die wundervolle Mondscheinnacht. — Als er sich dem Dorfe Löwenhausen näherte, ließ er sein Pferd allgemach langsamer gehen und zog die Zügel zuletzt ganz an. Seitwärts beugte er sich und horchte; denn zu seiner Linken erscholl von einem Waldwege her ein Gesang. Claus

glaubte den Sänger an der Stimme zu erkennen, und er irrte sich auch nicht. Näher und näher kamen die Töne.

„Er ist es!“ rief Claus Eckenbrecher.

Jetzt vernahm man auch ein Rauschen und Brechen der Zweige, und endlich trat aus dem Dickicht hervor in den bleichen Mondschein, welcher auf der Landstraße lag, einer jener fahrenden Leute damaliger Zeit — Kaspar Wicht, der Spielmann, mit Wanderstab, Fiedel und Bettelsack, am grauen Filzhut eine hohe schwankende Hahnenfeder über einem Strauß von Waldblumen.

Gar nicht übel klang seine Weise durch die stille Nacht, und Claus Eckenbrecher, herzlich erfreut über das Zusammentreffen, fiel hell mit ein in das Lied des Wichtelkaspars:

„Am Tage Sankt Johannis,
Wie lag die Welt in Sonne!
Am Tage Sankt Johannis,
Wie schlug mein Herz in Wonne!

Es zog ein fröhlich Klingen
Wohl über die grüne Haide:
Schön Lieb mit hellem Singen
Schritt her im Festtagskleide.

Sie hielt ein schwarzes Büchel
Voll gold'ner, frommer Lieder;
Dazu ein weißes Tüchel
Gefaltet vor dem Mieder.

Ringsum die Blumenglocken
Aus Näh und Ferne grüßten
Roth Röslein in den Locken,
Weiß Röslein vor den Brüsten.

O selig Sommerleben!
Roth Röslein raubt ich lose!
Drauf hat sie mir gegeben
Auch noch die weiße Rose!“

„Juhu!“ jubelte der Sänger und schritt jetzt dicht an das Roß des Spiegelbergischen Reiters heran, und Reiter und Fiedelmann wiederholten jauchzend den ersten Vers:

„Am Tage Sankt Johannis,
Wie lag die Welt in Sonne!
Am Tage Sankt Johannis,
Wie schlug mein Herz in Wonne!“

Damit brachten sie das Lied glücklich zu Ende und boten sich darauf die Zeit.

„Nun Alter, wie geht's? wie fährt die Welt mit Euch?“

„Nicht allzu säuberlich,“ lachte der Sänger. „Von mir mag's auch heißen, was von dem schwarzen Galgenvogel gesagt wird:

's ist noch kein Rabe Hunger storben,
Obgleich sein Sang nicht viel erworben!“

„Woher treibt Euch denn wieder einmal der Wind, Kaspar?“

„Immer aus dem Guten in's Bessere — vom Knüppelwege auf die Landstraße und von der Landstraße auf den Pferderücken. Willst Du stehen, Mähre? Fürchtest auch wohl, daß Dir meine alten Knochen und mein leerer Magen und Zwerchsack zu schwer werden könnten? Brr, brr, steh' Schecke! Keine Bange!“

Damit schwang sich der Fiedler trotz seinem ziemlich hohen Alter rüstig hinter dem lachenden Claus auf den Gaul, und rückte seine lange klapperdürre Gestalt behaglich auf dem gewonnenen Sitze zurecht.

„Nun kann's mit Gottes Hilfe losgehen, Reiterlein. Trab, faules Vieh, sie brauchen den Wichtelkaspar heut Nacht noch zu Oestorf in der Schenke zum letzten Heller. Ein hübsch Mädel hättet Ihr wohl lieber als mich hinter Euch sitzen, Claus? Na, will's Euch nicht alsosehr verdenken; aber für diesesmal müsset Ihr doch mit mir vorlieb nehmen.“

Claus Eckenbrecher ließ einen dicken Seufzer vernehmen; wirklich war ihm der Gedanke gekommen: wie viel hübscher es sein würde, wenn er statt mit dem Geiger, mit der holden Monica Fichtner aus Holzminden so durch die Mondscheinnacht traben könne, gleich dem Ritter Peter mit dem goldenen Schlüssel und der schönen Magelone.

„Ach Monica!“ seufzte der Reiter, hütete sich jedoch wohl, nach seiner Meinung, daß der Geiger den Namen verstand. Dieser verstand ihn aber doch, wiederholte ihn spottend und schlang zärtlich die Arme um den Reisigen, um nicht zu fallen. Dann stimmte er ein neues Lied an von Scheiden, Meiden und Sehnsucht, welches dem Erzähler verloren gegangen, jedenfalls aber in des Knaben Wunderhorn zu findet ist. —

So trabten Reiter und Sänger durch den Wald und später durch das Dorf Löwenhausen. Vor der Schenke zum letzten Heller in Oestorf setzte der Reiter den Geiger ab. Mit gewaltigem Hussah und Jubel wurde der Wichtelkaspar von den anwesenden Reisigen und Knechten des Grafen Philipp, so wie dem andern nachtschwärmenden Volke begrüßt, und von allen Seiten wurde dem Eckenbrecher auf's Pferd zugetrunken.

„Haltet mir einen Platz frei, ich komme wieder, wenn es angeht,“ rief der junge Reiter, welcher nach den beiden Goldstücken des italischen Arztes, die in seiner Gürteltasche klingelten, griff. Zu schnellerm Lauf trieb er sein schnaufendes Pferd an.

Auf dem heiligen Anger war noch großes Getümmel und Gelärm, und die nächtlichen Schatten verhüllten manche Scenen, welche im Schein des Tageslichts Entsetzen und Widerwillen erregt hätten. Um die Feuer

tanzten trunkene Haufen — es war, als ob die Fieberphantasien sämmtlicher Kranken unter den Zelten und Laubhütten zu einem tollen Ganzen zusammenfließend, sich verkörperten — ein Anblick, der einem Höllen-Breughel die Tragweite seines Talentes klar machen konnte!

Ohne sich aufzuhalten, ritt Claus Eckenbrecher quer durch den Hexensabbath über die Zugbrücke in das Schloß Pyrmont ein. Er wurde sogleich zum Grafen beschieden.

In seinem Gemache schritt dieser auf und ab, die Hände auf dem Rücken, das Haupt zur Brust hinabgesenkt. Sein großer Wolfshund folgte ihm aus einem Winkel des Zimmers fortwährend mit den klugen Augen, und schien im Geheimen seine Glossen über die seltene Nachdenklichkeit seines Herrn zu machen.

Seltsam erregt und unruhig war Philipp von Spiegelberg von dem Zuge zur Brunnenlinde heimgekommen. Das Bild der Fremden, welche jetzt mit ihm unter einem Dache sich befand, kam ihm nicht aus dem Sinne. Anfangs strebte er es zu verscheuchen, aber bald gab er solche vergeblichen Versuche auf. Mit Leib und Seele gab er sich dem Zauber hin, welcher immer fester und unlösbarer seine magischen Bande um ihn schlang. Dazwischen tönten fort und fort die erschütternden Warnungen des Arztes Simone in sein Ohr. Unheimlich war

dem Grafen von Pyrmont zu Muthe, und unwillkürlich schreckte er jedesmal zusammen, wenn im dumpfen Getöse des Volkes auf dem heiligen Anger ein durchdringender, gellender Schrei wilder Lust aufklang.

Mit unerklärlichem Grauen nahm er das Schreiben des Arztes aus den Händen seines Reiters und trat damit an die trübe Lampe, welche auf der Eichentafel in der Mitte des Gemaches brannte.

So lautete der Brief, den Simone Spada aus Bologna an Herrn Philipp von Spiegelberg schrieb:

„Wohlgeborener und edler Herr Graf!

Noch einmal warne ich Euch! Es ist vor alten Zeiten in meiner Vaterstadt Bononia eine Jungfrau gewesen, anzuschauen gleich einem Engel Gottes. Sie hat viel Unheil angerichtet und Verderben gebracht über Alle, welche ihr naheten. Alle, die ihr naheten, bezauberte sie mit dem Blick ihrer Augen, mit dem Klang ihrer Stimme; sie mußten ihr folgen, und ihre Pfade gingen hinab in den Tod. Es ist eine alte Sage, daß diese Jungfrau starb, aber nach ihrem Tode noch jahrelang umging in der Welt und wanderte von Ort zu Ort, von Land zu Land, nicht anders, als ob sie noch lebte. Sie war eine Lautenschlägerin, und auf vielen Reihen hat man sie des Spielwerks pflegen sehen, und Alt und Jung hat sich ihrer Schöne gefreut, obgleich sie eigentlich todt war.

Endlich aber hat einmal während eines wilden Gelags, als jede Stirn mit Rosen bekränzet war und jedes Herz in toller Lust höher schlug, Jemand im höchsten Schrekken auf die gegenwärtige Jungfrau gewiesen und ausgerufen: die bleiche Jungfrau sei todt! . . Und wie er das gerufen, da ist ein jähes Entsetzen durch die wilde Freude gefahren und die bleiche Jungfrau ist niedergefallen und Staub und Asche geworden! . . . .

Herr Graf zu Pyrmont, hütet Euch vor der todten, bleichen Jungfrau, welche Ihr unter das Dach Eures Hauses genommen habt. Ihr wisset, wen ich meine! Noch wandert das Gespenst und feurig ist der Glanz seiner Augen, und weiß ist's und holdselig, und sanft ist seine Stimme, welche die Menschen bethört. Hütet Euch, Herr Graf zu Pyrmont, die bleiche Jungfrau ist doch todt, und wenn das Schreckenswort ausgesprochen wird, so wird sie niederfallen zur Erde und ein Häuflein verwester Knochen und Asche sein.

Haltet Euere Augen offen, Herr Graf! Hütet Euch! hütet Euch!

Simone Spada aus Bologna."

Der Graf ließ den Brief des italienischen Arztes sinken und starrte einige Minuten lang seinen Reiter an, welcher noch immer an der Thür auf weitere Fragen und Befehle harrte. Dann winkte er ihm stumm, sich zu

entfernen, und sank, nachdem die Thür sich hinter dem Claus geschlossen hatte, in seinen Lehnsessel und blieb, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ruhig und allein sitzen bis tief in die Nacht. Selbst den geleerten Becher ließ er nicht wieder füllen — ein bedeutendes, klares Zeichen, daß Mancherlei in seinem Innern nicht in Ordnung sein mußte.

Bis tief in die Nacht, ja, bis in die Morgendämmerung hinein saß auch Claus Eckenbrecher; aber nicht bewegungslos, nicht vor leerem Becher zu Oestorf in der Schenke zum letzten Heller. Wohl sagt man, daß der Pfennig hundert Wege habe; warum sollten zwei spanische Kronen nicht auch ein Wegelein finden, welches aus der Tasche ihres Besitzers herausführte und in die Tasche des Schenkenwirthes hinein?

Führte nicht der Wirth zum letzten Heller, Martin Rosenhagen, einen Wein, nach welchem ein Erzengel alle zehn Finger lecken konnte?

Wußte etwa der Claus noch nicht, was eine Reiterkehle und ein Reiterdurst sei?

Die beiden Goldstücke mit dem Bildnisse des Königs Philipp des Zweiten von Hispanien gingen vollständig drauf zwischen dem ersten Wächterruf und dem dritten Hahnenschrei, zur unendlichen Qual und allergrößestem Mißmuth des Rectors Hermannus Huddäus, welchen

der Gesang, Lärm und Streit der Reisigen und der Landstreicher die ganze liebe lange Nacht hindurch zu keinem ruhigen Schlaf kommen ließ.

Die ganze Nacht hindurch trank Claus Eckenbrecher sammt dem Fiedelkaspar und der andern wüsten Compagnei auf das Wohl der holden Monica Fichtner zu Holzminden, auf das Wohl des ganzen hochgräflichen Hauses von Spiegelberg und Pyrmont, auf das Wohl des wälschen Arztes Simone Spada aus Bologna — kurz auf jedes beliebige Wohl, welches mit irgend einem Schein von Berechtigung getrunken werden konnte.

Und jegliches Gläserklirren und Hochgeschrei ging dem Rector Huddäus schrill durch die Seele. Er wand sich auf seinem heißen Lager, gleich einer armen Seele im Fegefeuer, wenn eben neues Oel in die Bratpfannen gegossen wird.

„O gerechter Gott, und jetzt fängt der gräßliche Gesang auch wieder an!" stöhnte der Rector und — Kaspar Wicht begann ein neues Lied, in dessen Schlußreim der ganze Chorus sämmtlicher Nachtschwärmer einstimmte.

Gegen drei Uhr Morgens ließ das Getöse ein wenig nach; zwei Drittel der Gesellschaft im „letzten Heller" schliefen unter dem Tische ihren Rausch aus, und

das letzte Drittel strengte die heiseren Kehlen vergeblich an, um den Ausfall solcher Kräfte durch verdoppelte Anstrengung zu ersetzen.

„Gottlob, bald müssen sie sich die Seele aus dem Halse gebrüllt haben!“ ächzte der Rector, die Nachtmütze über die klingenden Ohren ziehend.

Wie schön hätte der Arme von den Ehren des gestrigen Tages träumen können, wenn das Schicksal es gewollt hätte!

Gegen vier Uhr Morgens erst kehrte Claus Eckenbrecher Arm in Arm mit dem Falkenierer des Grafen, ein wenig schwankend und stolpernd heim in das Schloß, und beide wackere Gesellen sangen mit unsicherer Stimme ein Lied, dessen Endreime, so weit sie zwischen Stolpern, Fluchen, Seufzen und Schluchzen verständlich waren, lauteten:

„Ein Reiter hat dies Lied gemacht
Seiner Herzallerliebsten zur guten Nacht
Bei Pyremunt am Borne!
In Liebespein und Sorgen
Ist er gewest versunken;
Er hat sein Leid vertrunken,
Bis an den hellen Morgen,
Ha Morgen!“

Im magischen, bleichen Mondenschein tanzte jeglich Ding rund um die beiden guten Gesellen, und beide

waren vollständig in jener seligen Stimmung befangen, in welcher man die ganze Welt mit Sonne, Mond und Sternen, allen hübschen Mädchen und allen tapfern Knaben liebevoll an sein Herz drücken möchte. Es konnte dem Claus aber nur lieb sein, daß ihn Ehrn Valentin Fichtnerus, der Pastor von Holzminden, nicht in solchem höchst lobenswerthen Zustande belauschte, und daß der alte Magister nicht Zeuge davon war, wie er — der Eckenbrecher — in allerlei Fährlichkeiten und Kämpfe mit Hunden, erbosten Weibern und aufgestörten Schläfern von jedem Alter und jedem Geschlecht gerieth. Der ehrwürdige Herr würde jedenfalls bedeutend den Kopf geschüttelt und der armen, kleinen Monica eine lange, wohlgesetzte Strafrede gehalten haben ob der leichtsinnigen und unbedachten Verschleuderung ihres Herzchens an einen solchen bodenlosen Hans Hasenfuß, Hans Dampf, Hans Wurst, Hans Liederlich und Hans in allen Gassen. Aber das ist ja das alte, ewig von Vorn angefangene Lied, daß die Alten nie mehr wissen, wie den Jungen zu Muthe ist, wenn sie einem allzu vernünftigen und widerspänstigen Nachtwächter begegnen, nachdem sie einen allzu großen Durst allzu eifrig gelöscht haben!

Gegen fünf Uhr schlief Claus Eckenbrecher im Stall auf dem Stroh neben seinem Schecken den Schlaf

der Gerechten, nachdem er als ein kluger Jüngling vorher noch durch eine Sturmhaube voll kühlen Wassers aus dem Schloßbrunnen die innerliche Hitze seines Leibes gesänftigt hatte.

Siebentes Capitel.

Wie das Schloß Pyrmont träumte.

Im weißen, magischen Mondlicht lag diese ganze Nacht hindurch das Schloß von Pyrmont und beschaute träumerisch seine märchenhafte Gestalt in den breiten, stillen, glänzenden Wasserflächen, welche es umgaben. Gleich einem ächten Zauberschloß lag es in der holden Nacht da mit seinen alten Thürmen und Thürmchen, seinen grauen, moosigen Mauern, seinen Spitzbogenfenstern und Rundbogenfenstern.

Tiefer Schlaf hielt das Schloß umfangen — Menschen und Thiere bis auf Wenige. In der Küche unter dem Herde zirpte ein Heimchen fort und fort seine eintönige Weise, um den Taubenschlag strich lautlos ein schlankes Wieselchen, Katzen schlüpften über die Dächer — es wachte Fausta La Tedesca!

Der Wärtel, welcher „auf dem Thurm die Wacht

beschlief", lehnte auf seinem Lugaus an der Brüstung und nickte mit dem Kopfe. Ihm träumte: vom Iberg herab reite mit großem, stattlichem Heergefolge ein Mann mit langem, grauem Bart, ein Mann im wallenden Purpurmantel, eine güldene Krone auf dem Haupte tragend, ein mächtiges Schlachtschwert in der Rechten, gegen das Schloß Pyrmont heran; — alles Volk auf dem heiligen Anger aber neige sich und rufe: Heil, Heil, Heil dem Kaiser Karolo Magno! und er — der Wärtel — stoße in das gewundene Horn und blase den Willkommen, dem alten Kaiser zur Ehre und Freude, und viel Gold regne es aus der Hand Karl's!

Auf seinem Lager regte sich der Kellermeister. Ihm träumte: er stehe am heiligen Born, im heftigen Durst, und müsse Gesichter schneiden über den allzu gesunden Trank, von welchem so viel Lob gesungen wurde; — plötzlich aber ändere sich die Sache und die Quelle fange an, einen Strahl empor zu senden, funkelnd wie Gold, himmelhoch, eitel Milch unserer lieben Frauen, und alles Volk jauchze dem Wunder zu, und alles Volk trinke, bis Himmel und Erde sich drehten und er — der Kellermeister des Herrn von Spiegelberg — werde von nun an Kellermeister am heiligen Born zu Pyrmont und zwar mit Freuden!

Es träumten im Schloß Pyrmont Jagdhunde, Rei-

sige, Knechte, Mägde, Küchenjungen, Stalljungen; — es träumte der Schloßkaplan Bellin sammt seinem Küster Boldewein.

Der Kobold im morschen Gebälk des ältesten Mauerthurmes träumte auch. Sein Traum war unruhig und schwer, wie die Träume der Kobolde immer sind, wenn den ihrer Obhut anvertrauten Häusern Gefahr droht. Dem Kobold des Hauses Spiegelberg träumte, daß das gute, alte Schloß Pyrmont nicht lange mehr stehen werde. Einen bösen, bösen Traum träumte der Kobold, einen Traum von Maurern und Zimmerleuten, einen Traum von Wandeinschlagen, Balkeneinreißen, Grundaufwühlen, einen Traum von Staub, Schutt, regellosen wüsten Steinhaufen — einen bösen, bösen Koboldstraum.

Es träumte aber der Frau Churfürstin Hedwig von Brandenburg, geborener Prinzessin aus königlichem Stamme in Polen, sie habe gegen die Kleiderordnung, welche ihr Gemahl, Herr Joachim, erlassen hatte, schwer gesündigt und sitze nun auf dem Cölln'schen Fischmarkt in einem großen hölzernen Käfich, und alles Volk von Berlin — la cour et la ville, die jungen Herren von der churfürstlichen Leibguardia, die Gemahlinnen und Töchter der geheimen Räthe, die Damen vom churfürstlichen Hoftheater, der Oberbürgermeister sammt dem Rath und Tausende des Namens Schulze und Müller —

dränge sich um diesen abscheulichen Käfich und rufe: Vivat, es lebe unsere allergnädigste Churfürstin! —

Es träumte aber der Ursel von Spiegelberg von einer leeren Speisekammer und einer großen Hungersnoth, von einem leeren Keller voll ausgelaufener Weinfässer und von einem großen Durste und Wehklagen im Schloß Pyrmont.

Dagegen umfing die kleine Walburg ein viel hübscherer Traum. Von einem schönen Schloß weit hinten im Lande träumte ihr, einem Schloß, allwo ein junger, stattlicher, liebenswürdiger Ritter hauste, genannt Herr Georg von Gleichen, ein Ururenkel jenes weltberühmten Grafen, welcher aus dem Morgenlande die wunderschöne saracenische Königstochter Melechsala seiner gutmüthigen Gattin Ottilie als Reisegeschenk mitbrachte, um — ihr eine Freude zu machen. Der Walburg träumte, der junge Ritter tanze mit ihr auf grünem, sonnigem Wiesenplan den Reihen beim Klange der Pfeifen und Schalmeien, und blicke zärtlich und flüstere süße Worte, und der Walburg träumte, sie sei dem Ritter Georg sehr gut und habe nichts dagegen, Gräfin von Gleichen zu werden, doch dürfe der Graf niemalen nach dem Morgenlande ziehen und von einer dreischläfernen Bettstelle wolle sie auch nichts wissen.

Herr Philipp von Spiegelberg träumte nach langem

Hin- und Herwälzen auch — einen unsagbar ängstlichen Traum, einen jener Träume, aus welchen man in Schweiß gebadet, stumpfsinnig, fiebernd erwacht, ohne die geringste Erinnerung an das, was während der nächtlichen Stunden sein wildes Spiel mit Einem getrieben hat. —

Es gab im ganzen Schloß Pyrmont um die dritte Morgenstunde nur ein Menschenwesen, welches nicht schlief, aber dessenungeachtet träumte; welches wach, entsetzlich wach war, und welches Bilder aneinander reihete, Geschehenes, wirklich Geschehenes — schrecklicher, phantastischer, als der tollste Traum schaffen konnte.

Fausta La Tedesca wachte und grübelte über Vergangenem und Kommendem!

Es war ein kleines, rundes Gemach in einem der aus den Eckmauern des Schlosses vorspringenden Thürmchen, welches man auf das Geheiß des Grafen dem jungen Weibe angewiesen hatte; kein Gefängniß, sondern ein hübsches Zimmerchen einer mittelalterlichen Burg. Durch zwei enge Spitzbogenfenster sah man weit in das Land und die Berge hinein. Die Ausstattung des Gemaches war freilich sehr einfach; sie bestand nur aus einem niedrigen Lager, einem Tisch und zwei Stühlen von rothbemaltem Tannenholz.

Das Thal — die Halden, Felder, Wälder und Wiesen erglänzten im Mondlicht, und rothglühenden Meteoren

glichen die Feuer des Volkes, welche überall, weit und breit glimmten, zusammengedrängt auf dem heiligen Anger, zerstreuter und vereinzelter gegen die Berge hin.

Wohl war endlich die wüste Orgie verstummt, aber nie ganz erlosch das Summen der Menge. Die Hunde bellten und antworteten einander aus der Nähe und Ferne, leise klangen die Glocken des Liborius-Klosters von Lügde herüber; in Holzhausen, Oestorf und Löwenhausen krähten die Hähne.

Es war wohl eine Nacht, um an einem dieser engen Fenster im südöstlichen Eckthürmchen des Schlosses Pyrmont zu stehen und hinaus zu schauen — tief und immer tiefer in die Mondscheinnacht hinein.

Und am Fenster stand auch Fausta La Tedesca, die der Arzt Simone Spada verflucht hatte, in den Strahlen, welche der hinter die Berge sinkende Mond in das Gemach sandte.

Die Fremde hatte die Arme über dem Busen zusammengelegt, und in schwarzen Fluthen rollte ihr das gelöste Haar über die Schultern. Sie lehnte in der Fensternische in einer Stellung, wie sie niemals ein Künstler ausdrucksvoller einer Bildsäule des Verderbens hätte geben können. Weiß wie Marmor leuchteten Gesicht, Arme und Busen im weißen Mondlicht; eine marmorkalte Ruhe herrschte in den feinen, regelmäßigen Zügen des

schönen Gesichts. Nur das dunkle Auge lebte und leuchtete: Triumph!

Eine Viertelstunde hatte sie geschlafen, dann hatte sie sich von ihrem Lager erhoben und war an das Fenster getreten und hatte die Nacht durchwacht und überlegt. In diesem Augenblick lächelte sie, und der Graf zu Pyrmont drückte die geballte Hand fest auf die Brust und stöhnte im Schlaf: ein Vampyr umflatterte ihn, er fühlte den häßlichen Flügelschlag desselben, er wollte ihn von sich abwehren, aber die Hände waren ihm gefesselt. Enger und enger zog das Nachtgespenst seine Kreise um den Träumenden! —

Und Fausta La Tedesca träumte.

Eine schöne Nacht war's, um zu träumen — auch mit offenen Augen!

Der Mondnebel wogt, hebt und senkt sich — das ist das Meer des Lebens, welches so viele Geheimnisse in seiner Tiefe birgt.

Der Mondnebel wogt, hebt und senkt sich — das ist das Meer, das wirkliche Meer! Es heben sich Thürme und Kuppeln aus dem Meer, es klingen ferne feierliche Glocken über die Wogen, große, schwarze Schiffe schlagen, gleich riesenhaften Ungeheuern die Fluth mit hundert Ruderfüßen. Vom Hauptmast weht die Flagge mit dem geflügelten Löwen, die Flagge von Venedig.

„Venetia! Venetia!" jubelt die Mannschaft; mit dem Donner ihrer Geschütze grüßen die aus dem Archipelagus heimkehrenden siegreichen Galeeren die Herrscherin der Meere, und die Stadt antwortet dem Gruße:

„Es lebe die Republick! Es lebe San Marco!"

Langsam gleiten die schwarzen Colosse einher; aber leicht schaukeln sich auf den Wellen der Adria die schwarzen Gondeln, die sich mehren, je höher die Thürme und Kuppeln in der Ferne emporsteigen aus den Wassern.

Fackelnglanz, Lautenklang, Gesang, Gelächter und heller Jubel! Schau dort jenen geschmückten Kahn, im Schein bunter Lampen strahlend. Schöne Damen in reichen Gewändern ruhen auf türkischen Polstern und kosen mit den zu ihren Füßen gelagerten feinen Cavalieren. Blumenkränze umschlingen den Bord der Gondel und Weinpokale und Fruchtschaalen gehen in der fröhlichen Gesellschaft von Hand zu Hand. Sieh dort den hohen, ehrfurchtgebietenden Mann mit der breiten Stirn, dem grauen, wohlgepflegten Bart, dessen Adlerauge lächelnd und sinnend auf der tadellosen Gestalt eines jungen Mädchens ruht, welches eben die gelbe Kapuze, um sich vor dem kühlen Nachtwinde zu schützen, über den Locken zusammenzieht.

Tiziano Vecelli da Cadore wird jener hohe Mann mit der Künstlerstirn genannt; jenes junge Mädchen

mit den dunkeln Locken ist Fausta — Fausta La Tedesca — der Wunderstern, der vor Kurzem emporstieg über der Meeresstadt — Fausta La Tedesca, die Courtisane!

Der große Meister erhebt sich halb von seinem Sitze im Hintertheil des Schiffes, und berührt leise die Schulter eines jungen Mannes, welcher in tiefe Gedanken versunken hinter ihm lehnt. Girolamo Savoldo fährt empor, sein Auge folgt der deutenden Hand, ein Blitz des Genies durchzuckt ihn — das Mädchen wendet sich — der junge Maler schließt die Augen, er hat genug gesehen: gewonnen ist das wunderbare Bild, welches die Jahrhunderte fesseln und mit schauerlichem Entzücken fesseln soll, wenn diese lebendige Welt von Schönheit, Jugend, Witz und Geist, welche sich da auf den Wogen des adriatischen Meeres schaukelt, längst versunken ist.

An der Piazetta landet das Zauberschiff. Die Menge drängt sich um die Aussteigenden. Der alte Tizian bietet der schönen Fausta die Hand und führt sie über die Marmorplatten des Quais, die andern Herren und Damen der Gesellschaft folgen; aber das Volk hat nur Augen für seinen greisen Maler und für das junge Mädchen an der Seite desselben.

„La Maga! La Maga!“ flüstert's rings umher. „O la bella donna!“

„La bella, la falsa Maga!“ rufen junge Patrizier,

und ältliche Nobili und Senatoren küssen lächelnd die Fingerspitzen der ambraduftenden Handschuhe gegen die Schöne, und winken und nicken und verbeugen sich, und auf und ab den Marcusplatz wandelt der alte Meister, entzückt über das Beifallsgemurmel, welches um ihn her laut wird. — — —

Von hundert Lampen erglänzt der Palast Barbarigo am großen Kanal, die schwarzen Gondeln drängen sich haufenweise vor den Stufen der Eingänge, und immer neue schießen blitzschnell heran und setzen ihre Ladungen geputzter Gäste unter den Portalen ab. Was die Königin der Meere an Adel, Reichthum, Schönheit und Talent aufzuweisen hat, durchwogt in Glanz und Pracht die festlich geschmückten Säle des großen Malers Tizian Vecelli. Fröhliche Musik erklingt von blumengeschmückter Tribune, die weißen Statuen blicken still von den Wänden auf das Getümmel herab, die bunte Schaar der Dienerschaft läuft geschäftig hin und her. Die Damen auf den Sammetpolstern die Wände entlang bewegen ihre Federfächer in den zarten Händen auf und ab, die Cavaliere beugen sich über die Lehnen der Sessel und flüstern den Damen leise zu, oder lachen laut und hell mit ihnen. Mit einem Richter vom Rath der Zehn schreitet der Meister Tizian auf und ab, und unterbricht seine Unterredung, um einem Fächerwinke Fausta's Folge zu leisten. Ein neuer Gast wird gemeldet:

„Don Cesare Campolani!“

Die Damen und Ritter schauen auf; der Name geht von Mund zu Mund; der Hausherr tritt vor, den neuen Ankömmling zu begrüßen. Es ist ein junger Mann, welchem die schwarze, vornehme Tracht sehr gut steht; sicher und gewandt bewegt er sich in der glänzenden Versammlung. Er ist fremd, er ist kein Venetianer; aus einem angesehenen sicilianischen Adelsgeschlechte stammt er. Man erfährt, daß er zu Bologna studirt hat, und man flüstert sich zu, daß er in die Dienste der Republik von Sankt Marcus treten will, nachdem er in Folge des letzten Studentenaufruhrs aus der berühmten Universitätsstadt hat entweichen müssen. Bald weiß man, daß er sehr reich ist; alle Damen, zu denen er tritt, lächeln ihm auf das liebenswürdigste zu. Aber sein Auge irrt suchend umher, und wird dann erst ruhig, als es inmitten einer heitern Gruppe die schöne Fausta gefunden hat.

Die schöne, lachende Fausta hat vergessen, daß Simone Spada aus Bologna sie liebte, und sie will vergessen, daß sie den armen Studenten verrieth, und daß sie eine Verlorene ist in all' dem Glanz, in all' der Herrlichkeit und Pracht, welche sie umgiebt, in all' dem Glanz, in all' der Herrlichkeit und Pracht ihres Körpers und Geistes. Die schöne Fausta muß noch mehr zu vergessen suchen. Die schöne Fausta kennt den Ritter Campolani sehr gut; ihr Herz pocht, als er auf sie zukommt. — — —

Sind das nicht Bilder seltsamlicher Art, welche da aufsteigen in der deutschen Mondscheinnacht, vor den Augen der gefangenen Fausta La Tedesca auf dem Schloß Pyrmont? Aber die dämmerige Nacht birgt noch andere in ihrem geheimnißvollen Schooße.

Da ist die alte, finstere, schmutzige Stadt Padua mit ihren winklichten Plätzen, ihren engen Gassen, ihren niedrigen Arkaden. Auf San Antonio schlägt es Mitternacht; es ist dunkel und stürmisch, Regenwolken treibt der Westwind über die Stadt. Aus den unheimlichen Säulengängen, welche die Gassen einfassen, von den Ecken aus erschallt das verrufene: Chi va lì? Chi va là? der lauernden Studenten, deren altes Recht ist, zu solchen Stunden diese Arkaden allein betreten zu dürfen. Aus der Ferne tönt der Hilferuf ruchlos überfallener Bürger; aus der Ferne tönt Schwertergeklirr, das Wehklagen von Verwundeten; Weiberstimmen dazwischen.

Jetzt leuchtet Fackelschein über die Piazza dei Signori, Studenten, blanke Degen und Windlichter in den Händen tragend, geleiten in aufgeregtester Stimmung eine Sänfte, aus welcher sich ein Frauenkopf vorbeugt. Ein Reiter ist der Sänfte zur Seite und biegt sich herab und spricht mit der Dame.

„Hoch Fausta! Hoch Cesare!" rufen die lärmenden Jünglinge, die Schwerter und Fackeln hoch hebend.

Was ist das? Hinter einer Bildsäule des heiligen Antonius und seines Schweines vor, stürzt ein Mann, den Dolch in der Rechten, gegen die Sänfte heran.

Die Studenten und der Reiter werfen sich dem Verwegenen in den Weg, ein kurzer Kampf — ein Fall — blutend bleibt der Angreifer auf dem Platze.

Die schöne Dame lächelt, wild jauchzen und jubeln die Studenten, das Roß des Reiters schreitet über den bewußtlosen Körper des Gefallenen stolzen Schrittes fort — und der Zug verschwindet in der Nacht.

Fausta La Tedesca heißt die Dame.

Cesare Campolani heißt der Ritter.

Der Verwundete ist ein junger Arzt, Simone Spada aus Bologna. Seit einiger Zeit lebt und studirt er mit einem alten Arzt aus Deutschland, Benedictus Meyenberger genannt, in Padua. Um der Fausta Willen hat der alte deutsche Gelehrte seine Heimath verlassen; aber die Fausta flieht vor ihm. Die Fausta fürchtet sich vor dem kalten nordischen Schneelande, wo die Sonne nur während der Hälfte des Jahres scheint, die Fausta will nicht die hohen Alpen übersteigen mit dem Benedictus, die Fausta liebt die Sonne und die Freude, sie will nicht mit dem alten Deutschen gehen, sie haßt jetzt den Simone. Sie floh vor Beiden aus Venedig, sie flieht vor ihnen jetzt auch aus Padua. — —

Es wogt, hebt und senkt sich der Mondnebel über dem grünen Waldthal von Pyrmont — dichter zieht er sich zusammen, und wieder schaut Fausta La Tedesca aus dem Bogenfenster ihres Thurmgemaches das Meer.

Aber diesesmal ist's nicht die stille, adriatische See, auf der ihre irrenden Gedanken schiffen. Wieder ist es Nacht; aber der Morgen dämmert schwach im Osten. Es schneiet, und stürmisch brandet das Meer gegen die Küste; wild schlägt es gegen die Dämme, welche die Vernichtung abhalten von dem sich dahinter ausdehnenden, reichen, flachen Lande. Ein Schiff der Hansa kämpft auf dem wilden empörten Meer. Nothschüsse über Nothschüsse feuert die Bemannung ab; aber rathlos stehen auf dem Hafendamme in Haufen die Bewohner der nordischen Stadt, in deren Port das Schiff einlaufen wollte. Mit klopfendem Herzen lauscht dieses Volk kühner Seemänner und Kaufleute! Es ist ein gutes Schiff die „Jungfraw von Wineta", und eiserne Hände und Herzen regieren es. Mit reicher Ladung ist es ausgefahren von Syrakus, hat eine lange, schwere Fahrt glücklich überstanden — nun muß es elend zu Grunde gehen, dicht vor dem heimathlichen Hafen.

Die Mannschaft hat sich in die Boote gestürzt; aber nur ein einziges derselben gelangt glücklich an's Land; die andern verschlingt das tosende Element, und nur als

Leichen finden die Matrosen und der Kapitain das Vaterland, welches nur noch eine Gruft für sie hat, und das Jammern und Wehklagen der Witwen und Waisen.

Unter den Geretteten befinden sich drei der Passagiere, ein älterer Mann, ein jüngerer und ein junges Weib. Die Frau ist sehr bleich; aber sie wird nicht ohnmächtig. Nur ihre Lippen sind krampfhaft zusammengepreßt, und wild und verwirrt blickt sie umher in der theilnehmenden Menge, welche die armen Schiffbrüchigen umgiebt und ihnen liebreich ihre Hilfe und Gastfreundschaft anbietet und aufdringt. Die beiden Männer aber, welche das junge Weib in ihrer Obhut haben, danken den guten Leuten für alle ihre Anerbietungen und weisen sie von sich. Sie bitten nur, daß man sie in ein Gasthaus führen möge. Dieses geschieht, die drei Reisenden schließen sich darauf in ihre Zimmer ein — die verschiedenartigsten Gerüchte über sie durchlaufen die Stadt. Am Abend des folgenden Tages haben die Fremden die Stadt bereits wieder verlassen. Sie haben einen Wagen, eines der schwerfälligen Fuhrwerke jener Zeit gemiethet, und derselbe führt sie langsam tiefer in das Land hinein. Es ist eine mühselige, traurige Reise durch die flache, kahle, winterliche Gegend. Wenn es schneit, so zerschmelzen die Flocken in dem Augenblick, wo sie die Erde berühren, und weichen den Grund tief hinab auf. Grundlos sind die Wege, und

oft versinken die Wagenräder bis an die Nabe; der Nordwind pfeift schrill und kalt über die leeren Felder und durch die blätterlosen Wälder; Schaaren von Krähen begleiten krächzend die Reisenden. Das tief verhüllte junge Weib schaudert jedesmal, wenn es unter der Leinendecke des Wagens fröstelnd vorblickt, zusammen. Niemals öffnet es den Mund zu einer Frage, zu einer Bitte, und die Unterhaltung der beiden Männer beschränkt sich auf wenige kurze Worte, die mehr geflüstert als gesprochen werden. Nur der Fuhrmann flucht laut, wenn er absteigen muß, um seine Gäule an den gefährlichsten Stellen der Straße zu leiten; mit innerem Mißbehagen denkt er an den langen Weg, der noch vor ihm liegt, und dazu wird ihm die Gesellschaft, welche er führt, immer unheimlicher. Er liebt es, sich mit seinen Reisenden zu unterhalten; aber diesesmal reden die beiden Männer in einer ihm unbekannten Sprache, und die verschleierte Frau spricht gar nicht und schluchzt höchstens leise vor sich hin.

So geht es weiter, immer weiter. Durch schmutzige, verwahrloste Dörfer und Landstädte, durch wüste, menschenleere, verrufene Gegenden, wo jedes einsame Haus einer Räuberherberge gleicht. Aber auch durch große, volkreiche Städte voll bunten Lebens und Getümmels geht die Fahrt. Selten halten die Reisenden an, um die Pferde zu füttern und ruhen zu lassen; noch seltener, um sich

selbst zu erquicken, um zu schlafen. Immer fort, immer fort! Es steigen Berge in der grauen Ferne aus der Ebene auf und versinken wieder — dann steigen sie von Neuem empor, näher und höher aber verhüllt von Nebel und Regen. Nun führt der Weg durch große Wälder, bei deren Durchziehen eine berittene Schutzwache, welche die glimmenden Lunten auf die Fauströhre geschroben hat und die Schwerter in den Scheiden gelockert hält, den Wagen umgiebt. Heimathloses, verbrecherisches Gesindel lauert hinter Busch und Baum, bedenkliche Schatten gleiten zwischen den Stämmen den Weg entlang, ein Armbrustbolzen schwirrt einmal aus dem Gebüsch und heftet sich in das Holzwerk des Wagens. Aber glücklich gelangen die Reisenden aus dem wilden, „gnadenlosen" Walde wieder in das Freie, und in der Ferne ragen abermals die Thürme einer großen Stadt — einer mächtigen Reichsstadt. Bald rasselt der Wagen durch das dunkle Thor.

„Jesus, Maria und Joseph schützet uns! Was ist da im Werke?" ruft der Fuhrmann ängstlich.

Aus der Ferne, vom Stadtmarkt her, kracht und knattert ununterbrochen Gewehrfeuer. Schwarze Rauchwolken, von brennenden Gebäuden aufsteigend, wälzen sich über den trüben Himmel. Von den Thürmen klingen die Sturmglocken, bewaffnete Haufen durchziehen die Gassen, dringen verwüstend, zertrümmernd mit Hämmern,

Aexten, Brecheisen und sonstigem Handwerksgeräth in stattliche Häuser. Man trägt Todte und Verwundete vorüber, Banner der Innungen schweben über dem Getümmel: auf Tod und Leben kämpft das Bürgerthum, das Plebejerthum gegen den Rath, gegen die Patrizier.

Aber nichts vermag die drei Reisenden aufzuhalten; sie bemerken kaum, was um sie her vorgeht, die eben abgespielte Tragödie des deutschen Städtelebens hat nicht den geringsten Sinn für sie. Auf Nebenwegen gelangen sie wieder aus der aufruhrvollen Stadt heraus, und abermals liegt für lange, ermüdende Tage der Weg vor ihnen.

Aber endlich dämmert ein Abend, und das Ziel der Reise ist erreicht!

Im Westen liegt ein blutrother Streif auf dem Horizont und deutet an, wo die Sonne unterging. Abermals windet sich die Straße über eine kahle Ebene, vorüber an trostlosen Wasserlachen und grünlich-fettig schimmernden Sümpfen. Verkrüppeltes, struppichtes Dornengebüsch ist über die ganze Fläche zerstreut; ein schwarzes Fichtengehölz umgiebt einen Haufen unregelmäßiger Gebäude, die wiederum von einer hohen, altersgrauen Mauer umzogen sind. Ueber die Gipfel der Bäume und die langen, an den Giebelenden mit Kreuzen geschmückten Dächer ragt ein hoher, spitzer, mit Schiefer gedeckter Kirchthurm.

An einem verschlossenen Thore, über welchem in einer Mauernische ein Heiligenbild verwittert, hält der Wagen.

„Gottlob, daß das vorbei ist!“ murmelt der Fuhrmann.

Der Jüngere der Reisenden steigt zuerst aus dem Fuhrwerk, zieht einen Glockenstrang und gellend ertönt es in der Ferne. Nach geraumer Zeit öffnet sich dann eine Klappe in der Thür, und der Kopf einer alten Frau, einer Nonne, erscheint vorsichtig in der Oeffnung.

„Gelobt sei Jesus Christ!“ erschallt der Gruß des jungen Fremden.

„In Ewigkeit Amen!“ antwortet die Schwester Pförtnerin. „Was beliebt Euch, Ihr Herren?“

Auch der Greis ist nun aus dem Wagen gestiegen und führt seine Begleiterin, über deren Körper fortwährende Fieberschauer zu laufen scheinen, mit sich gegen die Thür. Er verlangt die Aebtissin zu sprechen; die Nonne verschwindet, die Klappe schließt sich wieder, und öffnet sich erst nach langem Harren abermals, um die Nachricht heraus zu lassen: man erwarte die Wanderer und bitte den Meister Benedictus Meyenberger mit seiner Begleiterin einzutreten.

Die Thür erschließt sich nun, und der Alte verschwindet mit dem zitternden jungen Weibe hinter ihr.

Der jüngere Mann, fröstelnd in seinen Mantel sich hüllend, bleibt neben dem Wagen und dem Fuhrmann zurück. Tausend wechselnde Empfindungen bewegen seine Brust, während er der Zurückkunft des Alten wartet. Und lange, lange Zeit muß er harren, und immer finsterer wird sein Blick, und immer schmerzhafter werden die Seufzer, welche sich seiner Brust entringen. Der Abend wird dunkler und stürmischer, eisigkalte Tropfen schlagen wieder vereinzelt hernieder — — endlich, endlich öffnet sich die Thür und dreht sich kreischend und knirschend in ihren verrosteten Angeln.

Wankenden Schrittes, mit Thränen in den Augen, erscheint der alte Mann auf der Schwelle.

Er ist allein!

Nur die Schwester Pförtnerin geleitet ihn, diesmal mit einer Laterne versehen.

In die Arme Simone Spada's fällt der Meister Meyenberger; — er weint laut auf, und der junge Mann weint ebenfalls — Fausta Tedesca ist hinter den dunkeln hohen Klostermauern zurückgeblieben — lebendig begraben, daß sie Buße thue und gerettet werde für die Ewigkeit! . . . . .

Auf dem spitzen Thurme der Klosterkirche ruft die Glocke die geistlichen Jungfrauen so eben feierlich zum Gebet; die Fenster der Kirche, so weit man sie über die

Mauer weg zu sehen vermag, haben sich erhellt, der Gesang der Nonnen tönt an das Ohr der beiden trauernden Männer, welche einen Augenblick noch stumm, mit gesenkten Häuptern lauschen und dann wieder in den Wagen steigen.

Dem Fuhrmann wird ein Wink gegeben; er wendet den Wagen und treibt die Pferde an. Das Fuhrwerk rollt in die Nacht davon.

Der Wind wird zum Sturm, die Regentropfen verwandeln sich in scharfe Eistheilchen — wie es heult und klagt und pfeift und grollt und lispelt und zischt um das einsame Kloster! Wie die Fenster erklirren unter den Stößen des Windes! Wie der Sturm sich fängt in den langen Kreuzgängen; wie er dem lauschenden Ohr jetzt eine Strophe des traurig ernsten Gesanges der Nonnen entführt, jetzt eine andere Strophe auf seinen Flügeln desto kräftiger und klangvoller herträgt!

Und in einer engen, öden, kalten Zelle sitzt Fausta — Fausta, der Nachtstern von Venedig — Fausta, die Schöne, die Stolze, welche den Tizian unter ihre Bewunderer zählte — Fausta, la falsa Maga — Fausta, die grenzenlos Elende!

Nicht mehr bereiten ihr alle Künste des Orients und des Occidents das wollüstige Lager — nicht mehr harren Diener und Dienerinnen, nicht mehr vornehme

Cavaliere, berühmte Dichter und Künstler ihres Winkes; machtlos, gefesselt ist die kleine, feine, weiße Hand, welche Vecelli am liebsten seinen Göttinnen und Heiligen gab auf der Leinwand! Neben dem ärmlichen Lager der eingeschlossenen Fausta steht ein Wasserkrug, liegt ein hartes schwarzes Brod; eine blutgeröthete Geißel hängt von der Wand, die Geißel, womit die Vorbewohnerin dieser Zelle sich zerfleischte; auf dem roh gezimmerten Gebetpult liegt ein Todtenkopf neben dem Rosenkranz und Breviarium und starrt aus seinen hohlen Augenhöhlen die große Sünderin — magna peccatrix — Fausta La Tedesca an! . . . .

Und — „Frei! frei! frei!" ruft Fausta La Tedesca, und hebt die Arme und holt Athem aus voller Brust, und draußen wogt und wallt der silberne Mondnebel magisch über den Bergen und Wäldern, Wiesen und Halden von Pyrmont, und in ihrer schönsten Blüthe duftet und leuchtet die deutsche Sommernacht.

Gleich einer Tigerin schreitet das Mädchen hin und her auf der glänzenden Bahn, welche der Mond durch das Thurmgemach zieht. Mit einer wilden Bewegung wirft sie die schwarzen Haarflechten über den Nacken zurück. Sie ballt die rechte Hand:

„Frei! frei! frei! Wer will mich halten in Ketten und Banden? Ohnmächtiger Simone!"

Sie lacht; aber schauerlich klingt das Lachen in der stillen Nacht. Sie scheint selbst unheimlich dadurch berührt zu werden, hält in ihrem Gange inne, setzt sich nieder auf das Lager und stützt das feine Kinn sinnend mit der Hand.

Lange sitzt sie so; der Mond ist hinter die Berge gesunken, der Nebel hat sich dichter zusammen gezogen; das Frösteln, welches beim Anbruch des Tages Den, welcher die Nacht schlaflos hinbrachte, überkommt, überfällt auch die schöne Fausta.

Noch einmal springt sie empor:

„Niemand, Niemand soll mich fesseln und halten! Unglück und Verderben Denen, welche es versuchen! Es ist wahr, unter einem bösen Stern bin ich geboren; aber es ist *mein* Stern und *er* soll mich leiten. Und leitet er mich nicht gut? Und verwirrt und vernichtet er nicht Die, welche mich aufhalten und mich irren wollen auf meinen Wegen? Verderben Dir, Simone von Bologna! Verderben Dir —“

Sie fährt zusammen und spricht den zweiten Namen, dem sie flucht, nicht aus. Abermals tritt sie an das Fenster.

Draußen ist Alles grau und öde; aller Schein und alles Licht ist erloschen, der Horizont hat sich verengt, die Berge sind verhüllt, die verglimmenden Feuer des

schlafenden Volkes um den heiligen Born gleichen festgebannten Irrlichtern auf einem großen Kirchhofe oder einem eben begrabenen Schlachtfelde.

„O, Du Herr dieses Schlosses, o Du Herr dieses Landes, hüte Dich! — Der arme Thor, der sich selbst nicht hüten konnte, hat Dich gewarnt; aber es soll ihm und Dir nichts helfen, Signor Conde. Mein sollst Du werden, mein Sclave sollst Du werden, Signor Conde; und den Fuß will ich Dir auf den Nacken setzen, wie allen Andern. Da kommt der Morgen! Gestern noch glaubte ich sterben zu müssen, und heute — heute — ah, ich lebe noch, ich athme noch — wer fesselt und hält die Fausta, die Glückliche? — Siegen will ich und die Sonne sehen, ich Fausta, Fausta die Glückliche, und mein Stern möge über mir leuchten!“ — —

Im Osten leuchtete es roth über den Bergen, und als die sengende Sonne des Jahres Fünfzehnhundert sechsundfünfzig ihre ersten Strahlen über das Thal von Pyrmont sandte und das Lager des Volkes am heiligen Born zu neuem Leben erwachte, als alle Träume des Schlosses Pyrmont zu einem Ende gekommen waren, als Thurmwärtel und Kellermeister sich den Schlaf aus den Augen gerieben hatten; als Frau Hedwig von Brandenburg, geborene Prinzessin von Polackien, Gott gedankt hatte, daß ihr allergnädigster Traum nur Traum gewesen

sei; als Fräulein Ursula mit beiden Füßen aus dem Bett und in ihr saueres Tagewerk hinein gesprungen war; als Fräulein Walburg, roth wie ein Röslein, erwacht war mit einem kleinen Schrei über einen hübschen Schluß ihres Traumes; als Philipp von Spiegelberg seufzend sich wiedergefunden hatte im Licht des neuen Tages: schlummerte Fausta La Tedesca tief und fest und träumte nun selbst einen wirklichen Traum.

In die Zukunft führte sie dieser Traum, und ein Lächeln spielte um die Lippen der Schläferin. Sie träumte, daß sie frei sei, trotzdem daß sie eine Gefangene war auf dem Schloß Pyrmont.

Achtes Capitel

handelt von Zauberern, Zauberinnen und Verzauberten.

Es war ein gläubiges, ungläubiges, abergläubiges Jahrhundert dieses sechzehnte nach Christi Geburt! Selbst in den aufgeklärtesten, hellsten Köpfen schlangen sich Licht und Finsterniß zu so seltsamem Knäuel zusammen, daß man nie wissen konnte, welche tollen, phantastischen, verrückten, oder — erhabenen Gedanken, Meinun-

gen, Thaten im nächsten Augenblick daraus emporschlagen würden.

Das siedete, kochte, brodelte, warf Blasen, sprühte Funken und flammte hier in leuchtenden, phantasmagorischen Farbenspielen auf, um dort in tiefster Finsterniß zu versinken! Das Banner der religiösen Freiheit wird aufgeworfen, die Gewalt und Autorität des Papstes und seine Macht „zu binden und zu lösen im Himmel und auf Erden“ wird siegreich angegriffen, die Rechtfertigung soll nicht mehr an das Individuum von Außen kommen: aus dem Staub und Schutt der Jahrtausende wühlt und gräbt man die Pracht der versunkenen antiken Welt an's Licht zurück und — errichtet Scheiterhaufen und verbrennt Hexen. Ewig schöne Bilder und Gedichte werden geschaffen und — Volksleben und Gesellschaft sind dabei fast in Thierheit durch roheste Genußsucht verfallen! — Es war die Zeit der großen Gährung, die Zeit des Zersetzungsprozesses, der später seine Krisis im dreißigjährigen Kriege fand, in welchem der morsche Bau des Mittelalters krachend zusammenbrach, damit aus der Blut- und Schmutzpfütze, aus dem gebirghohen Trümmerhaufen eine andere Welt mit andern Anschauungen sich erheben könne. — —

Das Treiben und Wesen um den heiligen Born zu Pyrmont war im Kleinen ein treues Bild jener Zeit.

Alle Elemente der geistigen und körperlichen Lebensbedingungen des Jahrhunderts wirbelten in dem obgelegenen Waldthal durcheinander und flossen zusammen in einem Hexensabbath sondergleichen.

Hinein in das bunte Gewirr und Gewimmel!

Müde und abgespannt erwachte Graf Philipp von Pyrmont aus seinem kurzen Schlummer und seinen bösen Träumen. Schnell kleidete er sich an und stieg, nachdem er seine Lieblingsbüchse von der Wand genommen und sie über die Schulter geworfen hatte, hinab in den Hof, um vor Sonnenaufgang die Kühle zu genießen. Alles schlief noch innerhalb der Ringmauer bis auf Claus Eckenbrecher, welchem die beiden spanischen Kronen des italienischen Arztes das Blut noch viel zu unruhig in den Adern herumtrieben, als daß er es hätte aushalten können auf seinem Lager. Mißmuthig war er vor einer halben Stunde aufgesprungen und hatte abermals, der Erfrischung wegen, den schwindelnden, wirren Kopf unter das sprudelnde Löwenmaul des Schloßbrunnens gesteckt. Das hatte etwas geholfen, aber nicht ganz. Jetzt war der Reiter beschäftigt, seinen Schecken zu striegeln und zu putzen, während die Kameraden, die Wände entlang, ruhig fortschnarchten.

Wir haben schon angedeutet, daß mit unserm Freund Claus, seit ihn der Graf zu Pyrmont unter seine Rei-

sigen aufgenommen hatte, eine günstige Veränderung vorgegangen war. Die hohen Hacken der Reitstiefeln erhöhten seinen Wuchs wenigstens um zwei Zoll; der eiserne Halskragen, das Schwert, der spitze Hut, das Spiegelberg'sche Wappen auf dem Bruststück des Kollers erhöhten sein Selbstgefühl mindestens um das Doppelte, und daß Claus Eckenbrecher ein nicht geringes Selbstgefühl auch vor seiner Standesveränderung hatte, wissen wir aus jenem Gespräch mit dem Pastor Fichtner im Pfarrgarten zu Holzminden. Sein größter Kummer nach dem Trennungsleid von seinem Schatz war, daß er es bis zu einem „türkischen Knebelbart“ noch nicht hatte bringen können. Uebrigens mußte man es dem Burschen lassen: er war ein tüchtiger, schmucker Reiter, und die Damen des Schlosses waren vollständig in ihrem Rechte, wenn sie ihn wohl leiden mochten. Aber zu seiner Ehre können wir hiermit verkündigen, daß der Gedanke an die Monica ihn freilich von keiner Tollheit, wohl aber von jeder Schlechtigkeit fern hielt, und das wollte viel sagen in jener Zeit. Auch die Gunst des jungen Grafen, seines Herrn, hatte sich Claus bald errungen als ein wohlbefahrener Schütz und Jäger. Bald hatte er sich heimisch gemacht in den Wäldern von Pyrmont, wie früher im Solling; bald genug wußte er wohl Bescheid zu Lügde, Holzhausen, Oestorf, Löwenhausen und Thal; bald

genug kannte er Weg und Steg weit und breit umher, jeden Winkel und Eck im Wald und Feld. Daß er aber Weg und Steg in der Grafschaft und darüber hinaus so gut kannte, das hatte er nicht ganz allein den oft sehr kuriosen Aufträgen Herrn Philipp's von Spiegelberg und der Jagd zu verdanken, sondern auch zum großen Theil einem unabweisbaren Bedürfniß nach Einsamkeit. Eine Art von Heimweh und Trübsinn überfiel ihn dann und wann: manchmal aus heiterm Himmel, manchmal begründeter wie jetzt, wo sie ihn nach dieser lustigen Nacht, in welcher er die Goldkronen Simon's von Bologna auf so höchst vortreffliche und nützliche Weise los geworden war, überkommen hatte.

Zwischen den Zähnen brummend, sich selbst und die Welt mit den absonderlichsten Beiwörtern belegend, war er eben beschäftigt, seinem Gaul die Hufen zu putzen, als sich die Thüröffnung des Stalles durch den Eintritt des Grafen verdunkelte und der Schatten desselben über den niedergebeugten Reiter fiel.

Aergerlich blickte dieser auf, doch sänftigten sich seine Gefühle, als er seinen Herrn erkannte.

Auf ziemlich formlose Weise begrüßten sich Herr und Diener; dann sagte der Erstere:

„Laß den Gaul, Claus, nimm Deine Büchse und löse den Waldmann und den Dachshund von der Kette;

wir wollen in den Wald, uns ein Maul voll frischer Luft zu holen, ehe die Sonne kommt; 's wird wieder eine schöne Hitze werden auf den Tag."

„Zu Befehl, Herr Graf!" sagte Eckenbrecher, den Hut aufstülpend. Im nächsten Augenblick war er sammt dem höchst erfreuten Waldmann und Dachshund bereit.

Der Graf schritt voran; aus seiner Höhle hervor fuhr der schlaftrunkene Thorwärter, das Burgthor zu öffnen. Herr Philipp trat mit seinem Knappen hinaus auf den heiligen Anger.

„O Du heiliger Gott," rief der Graf, beim Beginne seiner Wanderung sogleich stehen bleibend. „Ist's mir nicht jedesmal, wenn ich die Nase aus dem Loch stecke, als liefe mir eine Spinne darüber, oder ein altes Weib, oder ein Mönch mir über den Weg? Halb zu Tode ärgere ich mich jedesmal, wenn ich den Fuß über die Zugbrücke setze. Da schau nur, Bursch, wie das Volk unsern Grund und Boden zurichtet! Der böse Feind hat uns die Plage über den Hals gesandt, und wenn ich für gewiß wüßte, daß ich sie los würde, wenn ich mich ihm verschriebe, so thät ich's, bei Gott, ich thät's!"

Claus Eckenbrecher zuckte die Achseln:

„Ja 's ist wahr, Herr Graf zu Pyrmont, sie thun viel Schaden und zertrampeln Alles wie das Vieh;

aber — aber 's ist doch eigentlich eine gute Gabe und eine große Berühmtheit."

„Ich pfeife auf die Berühmtheit! Prosit!" schrie der Graf in Wuth. „Von Land und Leuten muß ich, wenn das also fortgeht. Kahl fressen sie mich, wie die Ratten, und Die hier draußen sind noch lange nicht die Allerschlimmsten."

Claus Eckenbrecher lächelte schlau und zuckte abermals die Achseln:

„Weiß, wen Ihr meinet, gräfliche Gnaden; aber ich sag's nicht!"

„Ich auch nicht — 's hilft auch zu nichts," brummte Herr Philipp von Spiegelberg, und schob das Barett ein wenig zur Seite, um sich bequemer am Hinterkopf kratzen zu können. Dabei blickte er böse über die Schulter nach dem Schlosse zurück und seufzte:

„Das weiß der liebe Gott!"

Um seinen Aerger nicht noch zu steigern und den schönen Morgen sich nicht noch mehr verderben zu lassen, vermied er mit seinem Begleiter das Lager um den heiligen Born und gelangte, indem er einen Bogen um die Zelte, die Hütten und das schlafende Volk machte, unter die ersten zerstreuten Bäume des Waldes am Bomberg. Hier athmete er freier auf, that einen Sprung über wenigstens drei Büsche und drang mit den lustig bellen-

den Hunden und dem Eckenbrecher tiefer in das Gehölz ein. Allmälig schwand nun das Gefühl von Beklemmung, welches seit dem gestrigen Abend auf ihm lastete, der letzte Nachhall des Spukes, den die vergangene Nacht mit ihm getrieben hatte, aus seiner Seele. Laut jauchzte er auf in der Waldesfrische und wunderte sich im Geheimen, wie ihn die Erscheinung jener fremden Maid so seltsam hatte schrecken und erregen können. Fest nahm er sich vor, nach seiner Rückkehr in's Schloß sogleich kurzen Prozeß zu machen und das Mädchen noch an diesem selben Morgen dem fremden Arzte, welcher doch wohl Recht haben konnte, über die Grenze nachzusenden. Halloh! hussah! eifrig folgte der Graf der Spur eines Wildes, welches die Hunde aufgescheucht hatten; aber das Gethier, längst verschüchtert durch den ungewohnten Lärm der letzten Zeit, ließ sich nicht mehr so leichtlich überraschen, wie früherhin; abgehetzt und schweißtriefend mußte Herr Philipp die Jagd aufgeben.

„Weshalb das gute Wasser nur nicht bei den singenden, betenden, glockenläutenden Paderborn'schen Pfaffen aufgesprungen ist?“ rief er ärgerlich. „Denen wär's ein gesundes Fressen gewesen! die hätten es wahrlich besser brauchen können als der Graf zu Pyrmont! die würden auf ihre Weise schon gesorgt haben, daß sie keinen Schaden dabei litten. Hoho, was haben die Hunde nun wie-

der? Ich thue keinen Schritt mehr ihnen nach. Ruf' sie zurück, Claus."

„Sie werden einen Fuchs wittern," sagte Eckenbrecher, und folgte dem Grafen, welcher ungeachtet seines letzt ausgesprochenen Vorsatzes bereits dem Gebell nachsprang.

Nach fünf Minuten gelangten die beiden jungen Männer auf eine kleine Waldlichtung, wo sich ihren Augen ein unerwartetes Schauspiel darbot. Wüthend umkreisten die Hunde ein kleines Zelt, welches hier aufgeschlagen war, und sprangen schnappend gegen einen ältlichen Mann an, welcher sich ihrer mit dem Kolben seiner Büchse kaum erwehren konnte. Ein anderer jüngerer Mann, mit langem, schwarzem Bart und geschlossenen Augen, gekleidet in ein langes, schwarzes Gewand, welches um die Hüften durch einen feuerrothen Gürtel zusammen gehalten wurde, saß ruhig unter dem Zelt und schien sich nicht im mindesten um den Kampf seines Gefährten zu kümmern. Zwei Reitpferde und ein Lastpferd waren in der Nähe des Zeltes angebunden und benagten die herabhängenden Baumzweige.

Auf den Ruf ihres Herrn ließen die Hunde von ihren Angriffen ab und zogen sich knurrend hinter den Claus zurück.

„Wer seid Ihr und was treibt Ihr hier?" fragte

der Graf ziemlich barsch, erbost über diese neue Occupirung seines Jagdgrundes. „Wer gab Euch die Erlaubniß, hier Euer Lager aufzuschlagen?“

„Und wer seid Ihr, daß Ihr solche Fragen auf so schnöde Art stellet?“ fragte der Mann unter dem Zelte.

„Einer, der Euch hängen kann, wenn es ihm beliebt; Philipp von Spiegelberg, der Graf zu Pyrmont.“

Der Mann, welcher mit den Hunden gekämpft hatte, zog betroffen den Hut ab und trat zurück. Der andere Mann, welcher unstreitig der Herr war, erhob sich.

„Verzeihet, gnädiger Herr,“ sprach er, indem er sich mit großer Würde verneigte, „mein Diener hat einen armen, blinden Mann zu schützen. Verzeihet meine Barschheit.“

„Richtig, er ist blind! Wieder Jemand, welchem der heilige Born helfen soll!“ murmelte Claus Eckenbrecher.

„Wie nennet Ihr Euch?“ fragte der gutmüthige Herr Philipp, dessen Zorn sich bereits gelegt hatte.

„Simon, gnädiger Herr.“

„Simon? Wieder ein Simon? Gott schütze uns!.. Und was treibet Ihr? wer seid Ihr?“

„Sie nennen mich Simon den Magier. Ich bin ein Arzt!“

„Alle guten Geister — Claus Eckenbrecher, ich gehe nicht mehr hervor aus dem Schloß, ohne den Kaplan auf den Fersen zu haben. — Und was wollt Ihr hier, Meister Simon?"

„Die Kranken heilen, die Besessenen befreien, die Verzauberten erlösen! Der Herr hat mir große Macht gegeben."

„Der Teufel mag Euch große Macht gegeben haben!" brummte Claus Eckenbrecher der Skeptiker leise; aber des Blinden scharfes Ohr hatte die Zweifel an seiner göttlichen Sendung doch vernommen.

„Ich weiß nicht, wer Ihr seid, der da eben sprach; aber — ob vornehm oder gering, hütet Euere Zunge! Der Herr liebt es nicht, daß man seiner Begnadeten spotte."

Claus Eckenbrecher, welcher sich vor dem bösen Feinde nicht ganz so sehr fürchtete, wie ein Professor der Theologie oder ein Oberkonsistorialrath des neunzehnten Jahrhunderts, that einen Pfiff und wollte eben antworten, als ihm der Graf zu schweigen befahl.

„Und Ihr wollt auch, weiser Meister Simon, Euere geheime Kunst zeigen am heiligen Born zu Pyrmont?"

„Nicht meine Kunst will ich der sündhaften Welt zeigen, sondern die Gnädigkeit des allerhöchsten Gottes."

„So will ich Euch nicht hindern. Aber ich selbst warne Euch nun, daß Ihr zuschauet, daß Euch gelehrte und fromme Männer nicht des Teufelsdienstes überweisen. Hütet Euch, ein Holzstoß ist baldigst aufgebaut."

„Ich werde mich hüten!" sprach der Blinde und ein unmerkliches Lächeln umspielte seine Mundwinkel.

„Steiget also nieder in's Thal. Ihr sollt mir willkommen sein," sagte der Graf. „Steigt hernieder, wir sind begierig, Eurer Kräfte und Künste zu genießen."

Simon der Magier verbeugte sich tief, und der Graf zog sich mit seinem Begleiter zurück. Hätte der Beiden die aufgehende Sonne nicht so wohlthuend und beruhigend auf die Köpfe geschienen, wer weiß, ob der Herr Graf zu Pyrmont trotz seiner Ritterlichkeit und Meister Claus Eckenbrecher trotz seiner Wagehalsigkeit nicht ein leises Frösteln über den Körper und ein Kribbeln der Haare unter dem Barett gespürt haben würden. So aber eilten sie festen Schrittes durch den Wald, den Berg hinunter auf dem gradesten Wege dem Schlosse zu. Bald gelangten sie, aus dem Walde hervortretend zu den Lagerstätten des Volkes, welche der Graf diesesmal nicht vermied, obgleich nun das lebendigste Leben überall herrschte. Demüthig drängte sich das Volk mit abgezogenen Hüten und Mützen an den Weg des Grundherrn und schielte nach einem gnädigen Blick oder einem

Almosen. Es erhielt jedoch nichts von beiden, sondern der Herr Graf schleuderte statt dessen mit einigen ärgerlichen Fußtritten verschiedenes Hausgeräth, Körbe mit Lebensmitteln, Plunder und schreienden Kindern aus seinem Pfade fort, und stieß seinen Büchsenkolben jedem ihm begegnenden arglosen Hunde so nachdrücklich in die Rippen, daß die Bestie jedesmal heulend davon flog.

Auf diese Weise bahnte er sich seinen Weg und war fast in die Mitte des heiligen Angers gelangt, als ihn ein neues Abenteuer aufhielt. Zwischen dem gewöhnlichen Lärm und Tumult der Menge erklang auf einmal ein durchdringender Schrei, so ungewöhnlich, so schrill und herzzerreißend, daß im nächsten Augenblick sich die tiefste Stille über die drängenden Haufen legte; daß jedes Ohr in Schrecken horchte, ob dieser Schrei sich nicht wiederholen werde.

Wirklich erklang er von Neuem, und dann vernahm man einen wunderlichen, wildfremden Gesang, der in kurzen Absätzen von einem gellen unnatürlichen Gelächter zerrissen wurde. Dann theilte sich dicht vor dem Grafen scheu das Volk, ein kreischendes, singendes, lachendes Weib sprang hervor und begann einen wilden, wahnsinnigen Tanz. Ihre Augen rollten, ihre gelösten Haare flogen, der Schaum stand ihr vor dem Mund. Das Volk sah im höchsten Entsetzen dem schrecklichen Schauspiel

zu; der Graf und sein Reiter wußten nichts Besseres zu thun.

Jetzt traten zwei Franziskanermönche, ihre Kreuze in den Händen erhebend, vor die Tänzerin hin, um den bösen Geist, von welchem sie dieselbe besessen glaubten, als tapfere geistliche Ritter zu bannen. Die Crucifixe hielten sie ihr vor, Beschwörungsworte schrieen sie ihr zu.

„Helfet ihr! helfet ihr!“ rief das entsetzte Volk. „Sehet, sehet, es packt sie wieder! O helfet ihr, helfet ihr!“

„Bei der heiligen Dreifaltigkeit, bei den Geheimnissen der Menschwerdung, bei der allerseligsten Jungfrau,“ brüllte der eifrigste der Barfüßer, „Satan, maledico te in maledicta tua arte! — ich verfluche Dich, Satan, in Deiner verfluchten Kunst! fahre aus, Du höllischer Gast, welcher Du dieses Weib marterst!“

Wie vom Blitz getroffen stürzte plötzlich das Weib nieder und wand sich in Krämpfen auf dem Boden. Der andere Mönch kniete neben ihr nieder und legte sein, am Rosenkranz befestigtes Kreuz auf das Haupt der sich im Staube Windenden:

„Fahre aus, aus, aus, o irreverendissime et irreligiosissime! hebe Dich von diesem Weibe, so Du quälest!“

„Komm Claus, ich habe genug davon!“ rief Herr

Philipp von Spiegelberg. „Komm fort, sie laden mir sonst auch noch dieses unglückliche Geschöpf auf. Beim Teufel, das ist ein Segen, der auf mein armes Land gefallen ist! Aus dem Wege, wenn's Euch beliebt, aus dem Wege sag' ich!"

Fort stürzte der Graf, und wiederum erklang hinter ihm der Schrei der Besessenen; athemlos, seufzend und mit den Zähnen knirschend kam der Spiegelberger in den Hallen seiner Ahnen wieder an.

„Elsabe! Jadwiga! Kathinka! Fedora!" klang hier eine leider nur zu wohlbekannte Stimme ihm in's Ohr. Durch die Corridore des Schlosses stürzten die Dienerinnen; Fräulein Ursel von Spiegelberg, eben so außer Athem wie ihr Bruder, eilte die Treppe empor: ihre churfürstlichen Gnaden waren von ihrem alten Uebel, dem Magenkrampf, befallen worden, und schrieen aus vollem Halse und höchst gesunden Lungen nach Kraftwassern und heiß gemachten Topfdeckeln.

„Bei meiner ritterlichen Ehre, wenn ich mir nicht vorkomme wie ein Hund voller Flöh und Fliegen, so will ich mich hängen lassen, wie ein —" rief der Graf, die Büchse an die Wand hängend. „O Du heiliger Blasius, wie das Frauenzimmer schreit! ... Wo ist die Walburg, Du Affe?"

Diese letztere Frage galt einem Adelbursen, der ihm in den Weg kam.

„Im Schloßgarten pflückt sie Rosen,“ lautete die Antwort, und seufzend sagte Graf Philipp:

„Das Kind ist die Einzige, welche noch ein leichtes Herz hat im Schloß Pyrmont; Gott möge es ihr gesegnen. Arme Ursula!“

Trotz seinem Mißmuth entwickelte der Spiegelberger beim einsamen Morgenimbiß im großen Saale einen tüchtigen Appetit, bis er zufällig in die Tasche griff und das zerknitterte Schreiben des Arztes Simone Spada hervorzog. In demselben Augenblick waren Hunger und Durst vergangen, der letzte Bissen blieb dem Grafen im Munde stecken.

„O, o, o!“ sagte er und versank in tiefes Sinnen und Grübeln, aus welchem er mit der Frage erwachte: ob man die Dirne im Thurmgemach auch mit allem Nöthigen versehen habe?

Der Zauber, den er für alle Ewigkeit abgeschüttelt zu haben glaubte, hatte ihn mit dreimal stärkerer Gewalt gefaßt, und vergeblich waren alle Anstrengungen, sich seiner Macht zu entziehen. Auch die übrigen Vorkommnisse des Tages, als da waren: lange, lange ziffernbedeckte Rechnungen des Haushofmeisters Plückebüdel, lange, lange schöne Reden des Hauskaplans, kurze spitzige Bemer-

kungen der Frau Hedwig von Brandenburg über Vernachlässigung, ferner die Botschaft des Stallmeisters über die Erkrankung eines Lieblingsrosses, ferner die Nachricht des Falkenierers von dem Unwohlsein des Lieblingsfalken — vermochten nicht mehr, als des Grafen eigene Anstrengungen.

Das Bild Fausta's war wieder emporgestiegen und schwebte siegreich dem Grafen auf Schritt und Tritt voran.

Gegen Abend war Philipp von Spiegelberg ganz in der Stimmung, an den blinden Simon und seine Kunst zu glauben.

Und grade um die sechste Stunde des Nachmittags brach ein so gewaltiges Geschrei los am heiligen Born, daß die Bewohner des Schlosses Pyrmont, welche doch gewiß durch die letzten Wochen an gräßlichen Lärm und Getöse gewöhnt waren, erschreckt auffuhren und an die Fenster oder aus dem Thore stürzten, die Bedeutung dieses Geschreis zu erkunden. Das Getöse legte sich nur, um im nächsten Momente desto kräftiger anzuschwellen. Alle die Tausende, die um den Gesundbrunnen lagerten, waren in Bewegung, gestikulirten mit den Armen und Händen in der Luft und sperrten die Mäuler so weit als möglich auf:

„Wunder! Wunder! Wunder! Simon Magus! Wunder! Simon Magus! Wunder! Wunder!“

Simon der Blinde war am heiligen Born erschienen und hatte seine erste große That vollbracht. Simon der Blinde hatte den ersten Teufel ausgetrieben, und Niemand war auf dem heiligen Anger, der daran zweifelte.

„Wunder! Wunder! Wunder!“

Und in dem Augenblick, wo dieses Wunder-Geschrei das Waldthal von Pyrmont erfüllte, hatte Herr Philipp von Spiegelberg den Schlüssel jenes Thurmgemaches, welches man der schönen Fausta angewiesen hatte, gedreht und stand auf der Schwelle und hielt sich an den Pfosten der Thür. Besiegt hatte ihn der Zauber, die enge Wendeltreppe hatte er ihn heraufgezogen. Ein blauer Nebel, in welchem alle Gegenstände tanzten, welchen tausend Funken und Lichter durchsprühten, lag vor den Augen des jungen Grafen, als sich die Thür öffnete; ihm schwindelte, er befand sich in einem durchaus unzurechnungsfähigen Zustande, und Fausta La Tedesca — wußte, daß er kommen würde!

Sie lag, wie es schien, im tiefsten ruhigsten Schlummer auf ihrem Lager. In üppiger Pracht rollten ihre schwarzen Locken ihr über die Schultern. Halb auf die Seite gewendet lag sie da, und nur das regelmäßige Senken und Heben der Brust verkündete, daß Leben in

dem herrlichen Bilde sei. Die linke Hand der Schläferin hing an der Seite des Lagers ein wenig herab — diese Hand, welche der große Meister Tiziano Vecelli da Cadore einst so bewundert hatte.

Mit blödem Herzen und bestürztem Muthe stand der Graf zu Pyrmont, der sich heute Morgen vorgenommen hatte „kurzen Prozeß zu machen mit der Fremden“, in der Thür, und würde noch lange Zeit so gestanden haben, wenn nicht sein ihm nachfolgender großer Wolfshund es für angemessen gehalten hätte, ebenfalls sich nach Dem, was es in diesem Thurmzimmer gab, umzuschauen. Gravitätisch schob er sich neben seinem Herrn durch, und ehe dieser es verhindern konnte, hatte der Hund seine kluge, feuchte Schnauze ausgestreckt und beschnüffelte vorsichtig, ohne sich etwas Arges dabei zu denken, die wundervolle Hand, welche Tizian Vecelli in mehr als einem herrlichen Bilde der Nachwelt aufbewahrt hat.

Mit einem, in romantischen Erzählungen selten so richtig und wohl begründeten Schrei fuhr die schöne Schlafende empor, strich mit der rechten Hand die wirren Locken aus der Stirn und zog mit der linken die herabgesunkenen Gewänder züchtig und schamhaft über dem Busen zusammen.

Wie die unschuldigste Unschuld, aus dem Schlaf aufgeschreckt, den Störenden anschauen kann, so blickte

Fausta La Tedesca zu dem Grafen empor, und dieser — gab seinem Hunde einen Fußtritt und sagte zu seiner Gefangenen: „Verzeihung!“ was sehr viel war für einen Grafen des heiligen Römischen Reiches einer Landstreicherin gegenüber.

„Und guten Tag!“ setzte er hinzu, wodurch er klärlich bewies, daß die Männer in abnormen Fällen und Vorkommnissen damals schon eben so trivial sein konnten, wie heutzutage.

Die Weiber wissen sich, seit Eva's Apfelbiß, bei derartigen Gelegenheiten viel besser zu benehmen. Schon hatte sich die schöne Fausta dem Herrn Philipp zu Füßen gestürzt. Sie schluchzte, rang die Hände, stieß unverständliche Worte und Sätze hervor, und drohte in Ohnmacht zu fallen, welches letztere sie jedoch aus uns unbekannten Gründen nicht that. So verblüfft und rathlos wie möglich machte sie den guten, ehrlichen, blondlockigen deutschen Tölpel.

Die große Vagabondin hatte ihre Rolle gut durchdacht und spielte sie noch besser.

Fausta La Tedesca, welche in Bologna, in Venedig, in Padua, in Rom, in Neapel alle Männer durch Schönheit und Geist bezwungen hatte, Fausta La Tedesca zwang den deutschen Grafen durch Schönheit und gut dargestellte Verzweiflung und Verrücktheit.

Großartig, herrlich war sie in ihrem Wahnsinn! Herrn Philipp von Spiegelberg standen die Haare zu Berge — er rief nach Hilfe, nach seinem Hauskaplan, nach seinen Schwestern, er rief nach Simon dem Blinden, nach Simon dem Magier!

Ja, nach Simon dem Teufelsbanner rief der Graf, und — „Wunder! Wunder! Wunder!" schrie das Volk am heiligen Born über denselben Teufelsbanner, welcher eben das unglückliche Weib, das heute Morgen auf dem heiligen Anger angekommen war, aus den Krallen des Bösen befreit hatte. Was durch dieses Ereigniß noch nicht aus dem Schlosse herausgelockt war, das stürzte, dem Hilferuf des Grafen nach, die Wendeltreppe hinauf in das Thurmgemach.

„Zu Simon dem Magier! zu Simon dem Zauberer!"

Neuntes Capitel.

Wie der Arzt Simone Spada die Weser hinabfuhr und gen Osnabrück ritt.

Durch die Mondscheinnacht, welche das Schloß Pyrmont auf so sonderliche Weise durchträumte, jagte im wildesten Galopp der italienische Arzt Simone Spada mit seinem jungen Diener. Gegen die Weser ritt er, ohne Furcht vor den lauernden Strauchdieben und dem zum heiligen Born ziehenden böswilligen Gesindel, vor welchem ihn Claus Eckenbrecher beim Abschied so eindringlich gewarnt hatte. Verdächtige Haufen begegneten den beiden Reitern auch oft genug, doch kamen sie unaufgehalten zwischen ihnen durch.

Konnte Simone Spada einen andern Gedanken als den an das eben vorgegangene Wiederfinden fassen?

„Fausta, Fausta La Tedesca wieder unter den Lebendigen! O Verhängniß! o Verhängniß!“ rief er und schlug sich die Stirn mit der Faust, und stieß immer von Neuem seinem schäumenden und schnaufenden Rappen die blutigen Sporen in die Weichen.

So jagte er vorwärts durch Schatten und Licht, durch Wald und Feld, und mäßigte den Lauf seines Pfer=

des nicht eher, als bis die Hufschläge desselben dumpf auf der Brücke, welche über die Weser in die alte Stadt und Festung Hameln führt, wiederhallten.

Da die Thore bereits seit geraumer Zeit geschlossen waren, so mußte der Arzt wohl eine Stunde harren, ehe die Wacht ihm das Brückenthor öffnete und ihn einließ gegen ein gutes Trinkgeld. Für ein gutes Trinkgeld geleitete ihn darauf ein Hellebardierer nach dem Schützenhause, nahe der Weserpforte, wo Herr und Diener von den Rossen stiegen und ihr Nachtquartier nahmen. Der todtmüde Knabe Paul schlief nach kurzem Mahl sogleich ein; Simone Spada aber schritt bis zum Morgengrauen im Zimmer auf und ab und verwünschte die allzu langsam schleichende Zeit, während er selbst von einem, unter seinem Gemache hausenden Viehhändler aus dem Land Wursten zu allen Teufeln gewünscht wurde.

Wie Fausta La Tedesca auf dem Schloß Pyrmont, so hatte in dieser bösen Nacht Simone Spada im Schüzzenhause zu Hameln seine wachen Träume, welche ihm den Schlaf vertrieben. Auch sein Gemach hüllte der Mond mit bleichem Schimmer, woraus dem Arzt die Bilder und Gestalten empor stiegen.

Da tauchte vor ihm die große berühmte Stadt Bologna auf mit ihren Laubgängen, ihren schweren, massenhaften Palästen, ihren hängenden Thürmen und

dem Studentengewimmel ihrer Gassen. Im Schatten von San Domenico erblickte er sein Geburtshaus, wo er unter den Augen seines gelehrten Vaters Antonio Spada und seiner Mutter Marcella seine Kindheit und sein frühes Jünglingsalter in stillen Studien verlebte. Die Hallen der Universität, die Säle der Bibliothek mit ihren hunderttausend Bänden, Weltkugeln, Bildern und Bildsäulen dehnen sich vor seinem Auge. Der Knabe ist ein Jüngling geworden, ein Student der Medizin, welchen der Vater einführt in die Tiefen der Wissenschaft. Eine verhängnißvolle Gestalt, finster und drohend hebt sich im bleichen Mondlicht — das ist der deutsche Arzt Benedictus Meyenberger, der Freund Antonio Spada's — ein unglücklicher Mann!

Ein schweres Geschick hat ihn aus seinem nordischen Vaterland nach Italien, wo er einige Jahre im Hause von Simon's Großvater verlebte, zurück getrieben. Sein ihm geraubtes Kind sucht er und den Verderber seines Weibes. Und was er sucht, findet und verliert er wieder zu Bologna, und grenzenloses Leid fällt darüber auf Simone Spada.

Es hebt sich Venedig aus dem bunten Traum. Todt sind die Eltern Simone Spada's; mit dem Gastfreund des Vaters sucht von Neuem Simone nach dem verlorenen Kinde, nach der Fausta La Tedesca.

*

Es ist eine schöne Nacht, leise wogt das Meer um eine öde Insel der Lagunen; auf dem feuchten Sande steht der deutsche Meister dem Räuber seines Glückes gegenüber! der volle Mond und die Fackel, welche Simone Spada hält, leuchten dem Kampfe der beiden Todfeinde. Der Leichnam Alexander Pazzi's wird in die Fluthen geworfen, ein Kahn tritt seine Rückfahrt zur Stadt an — — — was bricht urplötzlich die fröhliche Tanzmusik im Palast Barbarigo mit solchem Mißlaut ab? Ein Schatten ist über den Glanz des Festes gefallen, aus dem Arm Cesare Campolani's reißt der alte deutsche Arzt sein verlorenes Kind — Fausta La Tedesca!

Wehe dir, Simone Spada!

Vor ihrem Vater flieht Fausta. Gleich einem Irrlicht verschwindet sie hin, um in der Ferne wieder aufzutauchen. Wer hält und fesselt die Magierin Fausta La Tedesca? In hundert Formen und Farben, unter hundert Namen führt sie die ihr Folgenden in die Irre durch ganz Italien. In Padua sinkt der junge Doctor Simone in sein Blut durch das Schwert Cesare Campolani's. Sie ist hier, sie ist da — verschwunden! Mächtige Freunde und Beschützer stehen ihr zur Seite! Cardinäle, Prinzen, große Künstler. In Florenz wird sie gesehen am Hofe der Medicis; dann taucht sie in Rom auf, darauf in Neapel, und hier giebt sie endlich das

Schicksal in die Hände ihrer Verfolger. Im Hafen flaggt das hanseatische Schiff „die Jungfrau von Wineta", welches von Syrakus kommt und auf der Heimfahrt begriffen ist. Auf diesem Schiffe führen Benedictus und Simone die große Sünderin fort, daß sie im fremden Lande, unter einem fremden Himmel Buße thue in Einsamkeit und Dunkelheit.

Wehe Dir, Simone Spada, schrecklich sind Deine Träume!

Und nun? was nun? — Was nun, da sie wieder unter den Lebenden wandelt und die Herzen vergiftet und die Leiber tödtet?

Was nun? Ja, was nun? Wie war der Arzt Simone, warum war er jetzt nach Hameln geritten? Er wußte selbst keine Rechenschaft davon zu geben! Fieberglut und Frost fühlte er wechselnd in seinen Adern und Knochen! Westwärts lag ja eigentlich jetzt sein Weg, nordwestwärts gen Osnabrück, wo der alte Benedictus nach seinen langen schmerzenvollen Wanderungen seine letzte Ruhestelle gefunden zu haben glaubte. Mußte er nicht den Alten aufreißen aus seinem dunkeln Winkel durch die Nachricht, daß die schöne, schreckliche Tochter ihrer Bande ledig sei und zu neuem verderblichen Flug die Schwingen rühre?

„O diese Nacht, diese Nacht! wollte sie denn niemals ein Ende nehmen?“

Wie es in dem Gehirn des Nachtwandlers sauste und summte, wie sein Athem flog — wie sich das Fieber immer tiefer ihm in's Gehirn wühlte!

„Gen Osnabrück! gen Osnabrück! Gott sei gelobt, da kommt der Morgen! Nun werden die Stadtthore wohl wieder geöffnet sein! — Paul, Paul, zu Pferde! zu Pferde!“

Wohl kam der Morgen, wie alle Dinge in dieser Welt, wenn man nur warten kann und will; und der Knabe Paul führt die Pferde hervor, aber — der Arzt Simone Spada konnte das seinige nicht besteigen; halbohnmächtig sank er aus dem Sattel seinem Diener in die Arme.

„Zu Schiff, zu Schiff, die Weser hinab nach Minden — vorwärts im Namen aller Heiligen, vorwärts!“

Der Wirth vom Schützenhause rief: sogleich fahre ein Kahn stromab, und die Fremden könnten mit demselben fahren, wenn sie wollten.

„Zu Schiff! zu Schiff!“ murmelte Simone; die Knechte des Gasthauses führten die Pferde durch die Weserpforte an den Fluß; auf den Arm seines Dieners gestützt folgte wankend der Arzt. Noch lag der Morgennebel auf den Wassern, als die Schiffer mit großem

Geschrei vom Ufer abstießen. Auf ein schlechtes Lager, bereitet von Strohbündeln und Säcken, sank Simone und verhüllte das Haupt mit seinem Mantel; in den Nebel hinein glitt der Kahn, und als die Sonne die Dünste, welche über dem Strome lagerten, aufgesogen hatte, war das Schiff mit den seltsamen Fremdlingen längst den Augen des am Ufer lungernden Wirthes vom Schützenhause und seiner Knechte verschwunden.

Das war eine böse Fahrt!

Wie die fürchterliche Sonne des Jahres 1556 auf das Gehirn des kranken Simone's ihre Strahlenpfeile herabschoß! Wie die Gegend langsam, langsam vorüber schlich: Dörfer, Flecken, Städte, Berge, Wälder, Felder, Wiesen! O Qual, Qual!

Oft genug hielt das Schiff an, ehe es durch die Porta Westphalica glitt und in Minden landete, wo der Arzt trotz dem Fieber, das ihn verzehrte, sein Roß wieder bestieg, um halb bewußtlos durch das Wiehengebirge und quer durch das offene Land gen Osnabrück zu jagen. Zerschlagen an Leib und Seele ritt er hier endlich in's Thor ein und hielt an in einer dunkeln, engen, schmutzigen Gasse, vor einem mit künstlichem Schnitzwerk verzierten, buntbemalten Giebelhause. Ein jedes Kind in der Stadt kannte die Behausung des großen Doctors Benedictus Meyenberger, und auch Simone

Spada aus Bologna kannte sie. Es war übrigens auch ein merkwürdiges Haus — merkwürdig war der Thürklopfer, merkwürdig waren die gräßlichen Fratzengesichter, in welche die Dachrinnen ausliefen, merkwürdig war die Wetterfahne auf der Giebelspitze, welche einen Sanct Georg vorstellte, wie er ohne Gnade und Barmherzigkeit mit seinen heiligen Füßen auf dem Drachen herumtrampelte.

Mehr als einmal mußte der arme ermüdete Paul den merkwürdigen, höhnischen Thürklopfer in Bewegung setzen, ehe im Innern des alten Gebäudes sich Jemand regte.

Endlich erschien ein altes Weib und schlug beim Anblick des kranken Italieners die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Ihr wieder, Meister? O Jesus, Maria und Joseph, wie sehet Ihr aus! O was giebt es, was giebt es? Möget Ihr doch bessere Botschaft bringen, als Euer Gesicht verkündet. Tretet ein."

Ohne auf die schwatzende Alte weiter zu achten, stürmte der Arzt, dem das erreichte Ziel alle früheren Kräfte wiedergab, an ihr vorüber und eilte mit schnellen Schritten eine dunkle Treppe hinauf, klopfte an eine altersschwarze, ebenfalls mit Schnitzereien verzierte hohe

Thür, und trat in ein weitläufiges Gemach, in welches die Abendsonne eben ihre letzten Strahlen sandte.

Ein Greis erhob sich schnell aus einem Armsessel mit hoher, steifer Lehne, hielt die Hand über die zweifelnden Augen und rief erschreckt:

„Simone Spada? Du! Du?"

Mit zitternden Händen stieß er den Sessel zurück und trat auf den jungen Arzt zu.

„Ja ich, ich! ich bin's!" rief dieser. „O rüstet Euch, wappnet Euch gegen den Schrecken, den ich Euch bringe, Messer Benedetto!"

Der Alte griff hinter sich, als suche er nach einer Stütze; er hielt sich an dem Rande des Tisches:

„Fausta?!"

Simone Spada nickte, sank in einen Sessel und schlug die Hände vor dem bleichen, hagern Gesicht zusammen. Mühsam faßte sich der Meister Meyenberger zu der Frage:

„Ich bin gewappnet. Sprecht, was ist's mit ihr? was ist geschehen?"

„Entflohen ist sie! Sie ist frei!"

„So schütze uns Gott!" murmelte dumpf der Alte. Die Bilder längst vermoderter Patrizier und Patrizierinnen aus dem Hause der Meyenberger lächelten grimmig herab von den Wänden auf den letzten des Geschlechtes, der

nicht wie sie Alle des „Nachbars Kind" gefreiet hatte, und nun dafür büßte. Das Skelett hinter dem Sessel des greisen Arztes schien die schönste Minute seines Daseins zu genießen.

„Erzähle!" sagte der Meyenberger nach einer langen Pause. „Ich bin bereit und kann nun Alles hören. Hast Du sie gesehen, Simone? Wo hast Du sie getroffen? Erzähle und verschweige mir nichts; es ist Gottes Wille, daß ich den Kelch der Schmerzen bis auf die Hefen leeren soll."

Und der junge Arzt erzählte: wie ihn auf seiner Heimreise nach Italien das Gerücht von den Wundern, die sich am heiligen Born zu Pyrmont begeben sollten, bewogen habe, dorthin von seinem Wege abzuschweifen — was da vorgefallen sei, und wie und wo er die Fausta La Tedesca verlassen habe.

Der Greis gab Zeichen der immer mehr sich steigernden Unruhe, Angst, Rathlosigkeit von sich; er schlug die Hände zusammen, er griff einmal sogar nach einem Secirmesser auf dem Tische, wie nach einer Schutzwaffe; bis gegen das Ende der Erzählung Simone's eine vollständige Veränderung über sein ganzes Wesen kam. Ruhig lauschend saß er da, das Haupt war ihm zur Brust hinabgesunken, nur die tiefen Athemzüge verkündigten noch die Spannung, mit welcher er dem Berichte seines jungen Freundes folgte.

Als dieser zu Ende gekommen war, saßen die beiden Männer abermals lange Zeit im brütenden Schweigen einander gegenüber.

„Und was soll nun geschehen? was sollen wir jetzt gegen sie thun?“ fragte endlich Simone Spada.

Der Alte erhob das Haupt und schaute mit einem unbeschreiblichen Ausdruck in den Augen auf.

„Nichts!“ sagte er. „Es ist Alles geschehen, was wir thun konnten, was in menschlicher Macht lag; oder — oder — sollte ich ihr den Dolch in das Herz stoßen?!“

Simone Spada machte eine abwehrende Bewegung des Schreckens.

„Das wäre das Letzte!“ fuhr der Alte fort. „Nein, nein, es ist nichts mehr zu thun. Wie Dich das Grauen übermannt hat, mein armer Sohn! Nun sollst Du Dich ruhen, und dann — dann Dein Roß wieder besteigen und heimziehen in Dein Vaterland. Du bist mein lieber, guter Sohn, Simone, und meinen Segen, den ich schon neulich Dir gegeben habe, will ich von Neuem auf Dein Haupt legen. Das Schicksal hat Dich, wie mich schwer und hart geprüft; fasse Dich, mein armes Kind! In Deinem Vaterlande lebe still, thue Gutes, lindere die Noth der Armen und heile die Wunden der Kranken. Sieh, ich bin alt, und mein Leben wird wohl nur noch

von kurzer Dauer sein; ich bin alt und müde, und meine Augen werden dunkel. O ich fühl's, ich fühl's, thöricht haben wir in Gottes Willen eingreifen wollen — wir arme schwache Menschlein. — Jenen Herrn zu Pyrmont hast Du gewarnt vor — vor ihr; was willst Du ferner noch thun? Ach Simone Spada, wir wollen das Andere dem großen Gott überlassen! . . . Dir möge er Ruhe und Glück und eine stille Heimath für Deinen künftigen Lebensweg geben; mir aber möge er bald einen stillen und sanften Tod senden. Ruhe Dich aus, und dann wollen wir wieder scheiden. — Armes Kind, wie Deine Pulse klopfen!"

„O Meister, Meister!" schluchzte der junge Arzt.

„Ja, ja, Simone, mein liebes Kind, gehe heim und denke daran, daß „droben waltet der große Zeus, der Alles sieht und lenkt". Wir können nichts mehr thun, Simone Spada — nichts, nichts!"

Und gewaltig brach nun doch der Schmerz und die Verzweiflung bei dem alten Manne hervor, er hob die Hände zum Himmel empor und rang sie fast wund:

„Wehe mir, wehe! Wie Dante Alighieri habe ich die Hölle durchwandert, die todte Franzeska und den Verführer habe ich schweben sehen durch die purpurne Finsterniß; alle Schrecknisse und Qualen habe ich ausgekostet, und noch immer ist es nicht genug. — Wehe mir, wehe! Vergebens Alles, Alles vergebens!"

„O so lasset mich bei Euch bleiben, als Euer treuer Sohn!“ rief Simone, die Hände des alten Freundes und Lehrers fassend. „Das Unglück hat mich zu Euerm Sohn gemacht, o lasset mich bleiben bei Euch, daß wir zusammen sitzen mögen und klagen über die Herrliche — die Schreckliche — die Verlorene!“

Mühsam hatte sich der Greis ein wenig gefaßt.

„Nein, nein, nein,“ sprach er; „Du bist jung, Simone, und zu lange, allzu lange habe ich Dich in meine unglückseligen Bahnen hineingezogen. Gehe heim, mein Kind, gehe heim in Dein schönes Vaterland; arbeite, vergiß und werde wieder glücklich.“

„Der Himmel ist so dunkel über mir, wie über Euch, Meister,“ murmelte Simone Spada. „Nie wird es mir wieder tagen. O lasset mich bei Euch bleiben.“

Der Alte faßte die Hand des jüngern Mannes und führte ihn sanft an das Fenster und zeigte ihm eine Spinne, welche daselbst eben ihr Netz spann.

„Schau, Simone, vor einer Viertelstunde habe ich ihr das kleine Haus unversehens zerstört, schau, wie unermüdlich sie alle die abgerissenen Fäden, an denen ihr Dasein hängt, wieder anknüpft; folge der Spinne, mein Kind, und knüpfe die zerbrochenen Fäden Deines Daseins auch wieder an, suche Dir warme treue Freundesherzen in der Heimath, an denen Du sie befestigen kannst. Die

Liebe hast Du verloren, nun greife mit Deiner jungen Hand nach einer andern Krone, greife nach dem Ruhm! Thörichtes Kind, was willst Du hier bei uns! Als Zauberer und Schwarzkünstler Dich zum Scheiterhaufen schleppen lassen? Gehe heim, gehe heim, Simone Spada. Gehe nach Bologna; arbeite und gewinne Dir Ruhm und Ehre und lerne zu vergessen."

„Aber Ihr bleibt allein, so schrecklich allein mit dem Gedanken an — sie."

„Nicht allein, Knabe. Es wird freilich selten ein menschlicher Fuß dieses Gemach betreten, aber darum werde ich nicht allein sein. Für den Kampf gegen die bösen Gedanken habe ich meine Wissenschaft, meine Bücher, dort jene alten Schädel und Gebeine; meine treue Feder habe ich. Und den Kampf gegen das Geschick — den, o Simone, gebe ich nicht auf, weil ich Angst habe, sondern weil ich müde, müde bis zum Tode bin."

Der junge Arzt erhob sich von seinem Sessel, er schien gehen zu wollen; aber jetzt verließen ihn die Kräfte, er wankte auf den Füßen und wäre zu Boden gestürzt, wenn ihn der Meister Meyenberger nicht unter die Arme gegriffen hätte. Der alte Arzt rief nach seiner Dienerin, und mit ihrer Hilfe gelang es ihm, den Bewußtlosen auf ein Lager zu bringen. Tiefgebeugt saß er dann nieder vor dem Bette und erwartete das Wiedererwachen des

Kranken. Dieses trat aber erst gegen Mitternacht ein, und verwunderte Blicke warf Simone Spada umher, als er auffuhr aus seinem unruhigen Schlummer.

„Ich bin's, Simone," sagte der Alte. „Beruhige Dich, mein Kind, Du sollst noch nicht gehen. Du bist schwach und hast Dich zu sehr angestrengt auf Deiner schnellen Jagd hieher. Die Dora und ich, wir wollen Dich recht pflegen, wie einst vor langen Jahren Deine Großeltern mich gepflegt haben in Deiner Vaterstadt Bologna."

Schwach drückte mit fieberhafter Hast der junge Mann dem Greise die Hand, und dieser schüttelte traurig, bedenklich das Haupt über die Fortschritte, welche die Krankheit machte. Der nächste Morgen fand den Simone Spada in den wildesten Fieberphantasien. Von Blut und Feuer rief er verworrene Worte, von schönen Jungfrauen, welche auf schwarzen, funkensprühenden Geisterrossen durch donnernde Gewitterwolken sprengten; von Sturm und Schiffbruch träumte er, vom Zusammenschlagen eiskalter Wogen über seinem Haupte; auf flammendem Scheiterhaufen wand er sich, und immer und immer wieder rief er aus der Todesqual mit schauerlich-verzweifelnder Stimme den Namen der falschen Magierin Fausta La Tedesca. Selbst jetzt, dicht vor den Thoren der Vernichtung, ließ die Verderberin ihr Opfer noch nicht los; sie umschlang

es im Gegentheil mit immer innigern Banden, wie die Schlange ihre Beute umschlingt.

Benedictus Meyenberger glaubte, der Kranke werde ihm unter den Händen sterben; neben dem Lager seines jungen Freundes, den er Sohn nannte, saß der viel geprüfte Mann und gedachte jener Nacht in Padua, von welcher Fausta La Tedesca in dem Thurmgemach zu Pyrmont geträumt hatte.

In jener Nacht und den darauf folgenden rang Simone Spada auch zwischen Leben und Tod, damals rief er im Fieberwahnsinn ebenfalls den Namen, der jetzt wieder gell das alte Haus zu Osnabrück durchklang. Auch damals saß Benedict Meyenberger neben dem Lager des Verwundeten und errettete ihn.

Der deutsche Meister sollte auch diesesmal den Tod durch seine Kunst und seine Liebe zu dem Kranken besiegen, aber erst nach langen, langen, schweren, schmerzvollen Wochen!

Zehntes Capitel

zeigt klärlich, weshalb der Reichspostmeister, Herr Leonhard von Taxis, Banquerott machen mußte.

Stromabwärts fuhr der italienische Arzt Simone Spada; stromaufwärts fährt jetzt der Erzähler selbst und führt seine Zuhörer mit sich gen Holzminden auf dem bunten Zauberschifflein, welches ihm Frau Phantasia, seine Schutzpatronin, mit viel lieblichen Lehren und anmuthigen Ermahnungen anvertraut hat. Hoiho, es ist ein lustiges Schifflein, wohl ausstaffirt mit Blumengewinden, goldenen und silbernen Zierrathen und seidenen Segeln und Wimpeln. Hoiho, wohl ist der Wind gut, wohl spielt er schmeichelnd mit den Blumen, Wimpeln und Segeln; aber das Herz des Mannes am Steuer ist schwer —

Kein stilles Fleckchen,
Krieg drinnen und draußen!
Kein dunkel Eckchen,
Qual innen und außen!
In Flammen die Welt!
In Flammen das Herz!
Was soll doch werden
Aus all' dem Schmerz?

Was soll das werden,
O arme Erden?
Was soll das geben,
O wildes Leben?

Hoiho, hoiho, es rauschen die Wellen, sie hüpfen und glitzern im Sonnenschein, und das Schifflein schwebt fröhlich auf der unendlichen Tiefe; — dreimal verwünscht der Narr, der, wenn die Sirenen vom Zaubereiland ihren Herz und Sinn bethörenden Gesang anstimmen, sich die Ohren mit Wachs verstopft und den unsterblichen Göttern Dank sagt für die Klugheit, welche sie ihm verliehen haben! Auch die unsterblichen Götter lächeln spöttisch herab aus ihrer seligen Höhe auf den Thoren, und Aphrodite, die Goldbandlenkerin, hebt lachend den Eros in die Höhe, daß der Kleine, über die Köpfe des erwachsenen Olymps weg, den Narren drunten auch zu Gesicht bekomme. — —

Bis in den Anfang seiner Mähr greift der Erzähler zurück, und schlägt von Neuem eine Saite an, welche scheinbar mit den Waldhörnern des Grafen von Pyrmont erklungen war, als dieser am fünfundzwanzigsten März von Corvey her, an dem katholischen Dörflein Stahle vorüberschiffte.

Ach, schon ist gesagt worden, daß kein frommer Wettersegen, kein heißes Gebet, keine strengen Fasten die

Flammen, welche über dem Herzen des Bruders Festus zusammenschlugen, sänftigen konnten. Schon ist gesagt, daß für den armen Festus im Himmel und auf Erden Niemand war, dem er seine große Noth klagen durfte. Tief, tief mußte der Vikarius die heiße Wonne und Qual in sich verschließen.

Er rang sich freilich die Hände wund und zerbiß sich die Lippen und weinte in seinem Kämmerlein bittere, blutige Thränen ob seiner sündhaften Liebe zu dem Ketzerkinde mit den sanften, blauen Augen und den goldblonden Locken drüben am rechten Ufer des Stromes; aber was half das Alles?

Und die Tage gingen vorüber sonnig und hell; aber dem Bruder Festus vermehrte ein jeder nur die Last des Herzens. Der große Komet sank hinter den Horizont hinab und erschien nicht wieder im Reigen der mildern Sterne. Die Bäume grünten und blühten, es grünte und blühte Wiese und Feld hüben und drüben den Fluß entlang. Mit Sankt Gertraudentag waren die Störche in's Land eingezogen, jedoch nur vereinzelt, als hätte das kluge Volk es vorher gewußt, wie rar die Frösche und das übrige feuchte Gewürm in diesem Jahre werden würde, als hätte es ein Vorgefühl der großen Dürre, welche der Sommer bringen sollte, gehabt.

Weder am arbeitsvollen Tage, noch in der Nacht,

wenn alles Menschenhandwerk schweigt und nur die Natur ihr geheimnißvollstes Wirken beginnt, fand der Vikar Festus Ruhe.

Und sie wußte nichts davon!

Drüben ging sie in ihrer Lieblichkeit unter ihren Blumen, und der Bruder Festus sah ihr weißes Gewand schimmern auf der Mauer des lutherischen Pfarrgartens, wenn sie sehnend an die Brüstung gelehnt stand und den Wolken, Vögeln und Schmetterlingen in der blauen Luft nachschaute, in ihrem kindlichen Herzen ihnen Grüße mitgab an Jemand jenseits der Berge und dazu das alte Lied, welches von solchem Thun handelt, summte.

Wenn dann die Stimme des alten Chrysostomus erklang, des uralten Chrysostomus, welcher nun fast hundert Lebensjahre zählte, und immer hier in der Stille gelebt und niemals etwas von solcher Pein, wie sie das Herz des Vikars verzehrte, geahnet hatte: o, so fuhr der Bruder Festus wirr empor, und fremd däuchte ihm Alles rings umher, und fast irr wurde er an der Welt und an sich selber.

So kam der heiße, glühende, wasserlose Sommer heran. Allgemach sog die Sonne die letzte Feuchtigkeit und Kühle, die noch im Schooße der Erde sich barg, auf, und der Boden fing an vor Durst sich zu öffnen in lauter klaffenden Ritzen und Spalten. In Jammer und Elend

sollten alle lieblichen Verheißungen des Frühlings sich auflösen; keine einzige von allen Hoffnungen, welche er den Menschen gemacht hatte, sollte erfüllt werden. Schon fing die verzehrende Glut des Kometenjahres an, alles Lebendige niederzudrücken und krank zu machen.

Nun schlief der greise Chrysostomus gleich den kleinen Kindern seiner Gemeinde fast den ganzen Tag und lächelte dabei im Schlafe so geheimnißvoll friedlich, daß sein junger Vikarius, wenn er mit dem Meßbüchlein auf den Knieen neben ihm saß und ihm die Fliegen abwehrte, ihn seufzend recht beneidete um dieses stille Hinüberdämmern in den ewigen Schlaf des Todes.

Es war nicht möglich, daß dieses alte, nun so befriedete Herz auch einmal einen solchen Kampf gekämpft hatte, wie der Bruder Festus jetzt ihn kämpfte.

Der Bruder Festus war auch fest überzeugt, daß solches unmöglich sei: er, er allein war zu solchem Geschick aufgehoben, ihm, ihm allein unter allen gewesenen und kommenden Geschlechtern der Menschen war es also bestimmt. Unwiderstehlich trieb ihn dieser Gedanke jedesmal in's Freie, leise hob er sich von seinem Schemel neben dem Bett des Alten und schritt auf den Zehen aus der Kammer. Immer wieder mußte der junge Mönch den Versuch machen, ob er draußen in der freien Natur nicht

freier athmen werde, als in dem dumpf umschlossenen Raum.

Vergeblich!

Selbst der kurze Weg aus dem Schatten des Pfarrhauses zu dem Schatten der Dorfkirche war gleich einem Gange durch's Fegefeuer. Vergebens suchte der Vikarius Erquickung — Kühlung in dem kleinen, heiligen Gebäude, vergebens warf er sich vor dem Altar mit dem Bilde der schmerzenreichen Mutter Gottes nieder und drückte die brennende Stirn auf die Stufen des Altars. Auch hier erzitterte die überheiße Luft, auch hieher verfolgte ihn die flammende Herzensqual.

Es starben aber an den bösen Krankheiten, welche die große Hitze erzeugte, viel Leute im Dorf — alt und jung. Und wenn die Gräber gegraben wurden, so konnte man schaufeln, so tief man wollte in den Grund, trocken und dürr war er, und keine feuchte Scholle warf der Spaten des Todtengräbers empor. Bis unter die Grabhügel verfolgte die glühende Sonne die Gestorbenen. Auch in den umliegenden einzelnen Häusern und Gehöften der Pfarrgemeinde starben viele Leute; da mußte der Vikarius das Viaticum durch die versengten, dürstenden, trauernden Felder tragen zu den Hütten voll Noth und Jammer und dumpfbrütender Verzweiflung.

Um die verdorrten Büsche und Gesträuche flimmerte

die kochende Luft, der Knabe, welcher dem Heiligthum voranschritt, vermochte kaum das Glöcklein zu rühren. Mit geheimem Grauen trug der Bruder Festus den Leib und das Blut des Herrn; denn immerdar schwebte ihm auf seinem Wege das Bildniß der Monica voran. Was half es ihm, daß er die Augen schloß? Das Bildniß war darum nur heller und verlockender in seiner Seele — kaum hielt er die Monstranz in den zitternden Händen.

Im Juli versiegte der Weserstrom so sehr, daß man schier trockenen Fußes hindurch schreiten konnte. Die Fische starben, die Muschelthiere und die andern Geschöpfe der Feuchte verwesten auf dem Sande, von welchem sich die gelben Fluthen zurückgezogen hatten. Längst war alles Gras und alles Getreide und alle Früchte der Bäume verloren gegangen: alle Creatur ängstigte sich, und ein Schrecken kam über das Volk, als sei der jüngste Tag, wo diese Welt durch Feuer untergehen soll, vor der Thür.

Nicht genug können die Chronisten schreiben von diesem erschrecklichen Sommer des Jahres Eintausend fünfhundert und sechsundfünfzig, der da folgte auf das Erscheinen des warnenden Boten Gottes, auf den großen Kometen!

Und ein Jeglicher hielt solche Hitze erst für den Anfang der Schrecknisse, welche noch kommen sollten. —

Auch die holde Monica im Pfarrhause zu Holz=

minden trug in dem armen Herzchen ihren Theil an der allgemeinen Noth und Sorge. Wohl ist das Schloß Pyrmont nur einen Katzensprung von Holzminden gelegen und das Städtlein in wenig Stunden zu erreichen auf gutem Gaul; aber dessenungeachtet hatte die Jungfrau den Geliebten nicht wieder gesehen seit seiner Abfahrt mit Herrn Philipp von Spiegelberg. Die Wege waren zu damaliger Zeit weniger gut, weniger kurz, weniger sicher als heutzutage. Doch das hätte den Claus freilich nicht abgehalten, vom heiligen Born herüber zu reiten zu einem Zwiegespräch an der Mauer des Pastorengartens; zweierlei Anderes legte sich ihm in den Pfad und hinderte ihn, zu kommen und seinem Schatz das sorgende Herzelein zu erleichtern. Das war erstens das Getümmel am heiligen Born, in welchem alle Dienstmannen des Grafen Philipp nöthig waren zum Ordnung halten. Das war zweitens der Wunsch des Knaben, vor dem Pastor Valentin Fichtner nicht bloß als ein armer, einfacher Reitersmann zu erscheinen, sondern mit Ehren bedeckt und mit Reichthümern beladen, wie es ihm einst seine Phantasie vormalte, wie er es an jenem denkwürdigen Abend so kühnlich sich und dem ehrwürdigen Herrn versprochen. Also sind nun die Männer oftmalen beschaffen, daß sie den Frauen lieber das gewonnene Glück demüthig zu Füßen legen, als daß sie dieselben an dem

Schwanken zwischen Hoffnung und Täuschung, zwischen Triumph und Entmuthigung Theil nehmen lassen. Wer aber weiß, ob die Frauen doch nicht lieber das Letztere wünschen mögen, ob sie nicht lieber mit leiden und sich freuen möchten, bis das höchste Ziel erreicht ist?

Nun aber glaubt der Erzähler in schönen Augen die Frage zu lesen:

„Warum schrieb denn der Knabe Claus wenigstens nicht, da er selbst nicht kommen konnte und mochte?"

Und der Erzähler antwortet:

Ei, schöne Augen, wohl schrieb der Claus, aber die Briefbeförderung der damaligen Zeit war äußerst mangelhaft, und viel leichter war es, durch Vermittelung eines Kaufherrn ein Schreiben nach Venedig, Constantinopel, Smyrna oder Paris gelangen zu lassen, als eine Correspondenz zwischen dem Städtlein Holzminden und dem Schloß Pyrmont zu führen! Einen Reichspostmeister gab es freilich wohl in der Person Leonhard's von Taxis; aber dieser arme Herr war dem Banquerott so nahe als möglich, und hatte auch nicht lange vorher seinen Klagebrief über die Privatboten und Metzgerposten an kaiserliche Majestät abgehen lassen. Wie konnte der Reichspostmeister bestehen und zu seinem Gelde kommen, wenn solch' unberufen Gesindel, als da sind: lahme Botenfrauen, Fleischerburschen, Hausirer, Bettler den Briefwechsel der

Rathfordernden, der Rathgebenden und der Verliebten deutscher Nation besorgten?

Schönste Leserin, auch der Spiegelberg'sche Reitersmann Claus Eckenbrecher und Jungfräulein Monica Fichtner trugen ihr Theil zum Ruin des Reichspostmeisters bei, und auch auf sie war Herrn Leonhard's von Taxis Klagebrief an kaiserliche Majestät mit gemünzt. Jedoch nur ein einzigesmal konnte Claus Eckenbrecher seinem Schatz Nachricht über sein Verbleiben geben, und es geschah dieses durch Hilfe einer Persönlichkeit, deren Bekanntschaft wir bereits gemacht haben.

Die Metzger- oder Hausirer-Post zu benutzen fand der Claus keine Gelegenheit; er bediente sich deshalb der Bettlerpost, und Kaspar Wicht der Sänger und Fiedelmann war der Liebesbote, welcher wochenlang — fast den ganzen Juli hindurch — in seinem Schnappsack neben allerlei andern kuriosen Dingen ein zerknittertes Schreiben mit sich herumtrug auf seinen Fahrten: bis die Gelegenheit günstig war, und er es abliefern konnte an die Adresse, die kleine Monica im Pastorenhause zu Holzminden.

Und die Gelegenheit kam!

Gegen Ende des Juli neigte sich wieder einmal ein Tag, an welchem sich nur die Katzen und die Machandelbäume wohlgefühlt hatten, zum Abend; die Natur brätelte

in die Dämmerung und die erquickungslose Nacht hinein. Weder auf den Feldern, noch auf den Wegen, noch auf den Straßen der Stadt Holzminden ließ sich ein lebendes Wesen blicken, und Alles in den Häusern hatte einen solchen Anschein von Trostlosigkeit und dumpfem Hinbrüten, daß der Ton einer Geige, welcher sich, als die Sonne eben wie eine weißglühende Kugel auf den westlichen Bergen lag, dem Städtlein näherte, gleich einer schneidenden Satyre auf alle Menschenheiterkeit klang.

Jetzt hielt der fahrende Spielmann vor der Thür des Pastorenhauses und störte durch seine unzeitgemäße Tanzweise den Pastor Fichtner in tiefem Nachdenken und schmerzlichen Betrachtungen über die heiße Strafe, welche Gott verhängt hatte über die sündige Welt. Seufzend und kopfschüttelnd ließ Ehrn Valentin dem leichtsinnigen Spielmann sagen durch die Monica, er — der Geiger — möge schweigen und ihn — den Pastor — nicht ärgern mit seinem Gefiedel.

Die Monica richtete, als eine gehorsame Tochter, die Botschaft aus; brachte aber zugleich dem Bettler einen Krug kühlen Landbiers, wofür zum Dank der Wichtelkaspar seinen Ranzen öffnete und mit grinsendem Lächeln das allmälig ziemlich unansehnlich gewordene Brieflein Eckenbrecher's dem freudig aufschreienden Kinde übergab.

Nun wäre das ein gar hübsches Bild geworden,

wenn ein Maler den fahrenden Mann, das Jungfräulein und die Küche des Pastorenhauses abconterfeit hätte. Da saß nun am schwarzen Herde auf einem Hackblock der Geiger, trank in kleinen Zügen sein Bier und warf listige Blicke über den Rand des irdenen Kruges. Zu seinen Füßen lag mit wedelndem Schwanz und hervorhängender Zunge sein häßlicher Hund und blickte wie bittend zu dem jungen Mädchen empor, welches ihn aber für's Erste noch nicht berücksichtigte.

War es nur der Schein des Herdfeuers in der dunklen Küche, welcher das Gesicht der Maid so erglühen machte? Ach nein, in den zitternden Händen hielt sie das zerknitterte Blättlein, welches ihr der Liebste geschickt hatte, und zwischen Weinen und Lachen buchstabirte sie die unkalligraphischen Schriftzüge, welche es bedeckten.

Das Feuer knatterte und prasselte dazu, der Topf mit der Abendsuppe schien philosophische Betrachtungen in seinem schwarzen Bauche darüber anzustellen, und der Spielmann sang dazwischen leise ein altes Lied, welches ihm sehr passend erscheinen mochte für diese Gelegenheit:

„In schönen Frühlingstagen
Hat hoch mein Herz geschlagen;
Die Welt hab' ich durchritten,
Hab' ritterlich gestritten.

Von Lieb' wußt' ich zu melden,
Von kühner That der Helden;
Bis einmal ich vernommen,
Der Winter sei gekommen.

Da schaut' ich auf mit Grauen:
Kein Grün war mehr zu schauen,
Kein Vogel sang im Walde,
Der Wind ging über die Halde.

Mein Haupt einst braungelocket,
Das war nun weiß beflocket;
Vom Rosse mußt ich steigen,
Das Haupt zur Erde neigen.

Wie war mein Herz so traurig!
Wie war die Welt so schaurig!
Die Harfe thu ich schlagen,
Mein Lied davon zu sagen!
Die Welt thu ich durchziehen
Mit müdem Fuß und Knien!“

Das Schreiben aber, welches die Monica in den Händen hielt und welches den Eindruck auf den unbefangenen Beschauer machte, als habe es ein halbes Jahr auf einem Taubenschlage gelegen, und als sei darauf ein Volk Rebhühner durcheinander mit schmutzigen Pfoten darüber weggelaufen, lautete folgendermaßen:

„Herzallerliebstes Lieb!

Lustig und guter Dinge bin ich und verhoffe, daß Du es auch seiest und Dir nichts aufmutzen lassest. Mein

Bot', der Wichtelkaspar, hat mir heilig und theuer versprochen, dies Briefelein richtig zu bestellen an meinen Schatz zu Holzminden, allwo die Weser herfließet beim Pfarrgarten. Nun will ich Dir mein Herz ausschütten, und voll ist es bis zum Ueberlaufen. Ich bin jetzo ein Reiter worden, wie es mir bestimmt war, und trage Schwert, Lederkoller, Brustharnisch und Sturmhaub, und ein scheckigt Rößlein hat mir mein Herr der Graf nach seinem Wort auch gegeben. Ich will Dir sagen, Lieb, es ging mir zuerst doch schwer an und war mir schier zu Muthe wie dem Bauernjung, so zum allerersten Meerrettig zu essen kriegte, und schrie: Grüßet Vater und Mutter, ich muß sterben! — Aber nun weiß ich schon lang, daß man den Gaul nicht beim Schwanz aufzäumet, und habe mich in Alles gefunden. Mit Güte kommet man nicht durch die Welt, das hab' ich mir wohl gleich gedacht, aber nun hab' ich's auch handgreiflich erfahren.

Ich schreibe dieses allhier in der Wachtstub auf Schloß Pyremunt, und all' mein' Gesellen gaffen mit offenen Mäulern und großem Wunder ob dem Reitersmann, der so gut die Feder führen kann. — Dein Herr Vater, mein Lieb, hat den besten Ruhm davon! Der Drommeter hält mir das Dintenfaß, so mir der Schloßpfaffe geliehen hat, und glotzet wie ein Erpel. Ihrer Sechs schauen mir auch über die Schulter; aber ich mag

sie dreist schauen lassen, sie lesen mir keine Heimlichkeiten ab. Es ist mit ihnen, als ob der Esel in's Meßbuch gucke. Mein Herr Grave und meine gnädigen Herrschaften die Frölen halten mich gut und wohl; ich weiß auch wohl Bescheid jetzo mit der Falkenjagd. Herzallerliebster Schatz, viel tausend Mal grüße ich Dich, und wärest Du und Dein rothes Mündlein bei mir, ich wär der glückseligst' Mensch, so Gottes Erdboden trüge. Aber 's soll ja nicht sein, woran bloß der Herr Vater Schuld ist, der weiß gar nicht, was für eine Sünde er thut an uns zwei Beiden. Verzeih' mir, lieber Schatz! — aber, bei Gott, wenn ich mit meinem Herrn Grafen auf der Jagd bin, und der Reiher sich hebet aus dem Geröhricht und der Falk ihm nachschießt von der Faust, so ist's mir alleweg, als sei ich der kühne Falk und als sei der Reiher das höchste Glück, so ich erfliegen möcht' und müßt', um es zu erfassen hoch oben in der blauen Luft und es zu den Füßen zu legen der kleinen Monica Fichtner in Holzminden an der Weser! Ich denk' auch oft daran, was Ihr wohl macht hinter den blauen Bergen — zuerst Du, dann der böse Vater, dann die Andern, welche ich auslache, der Herr Bürgermeister, der mich nicht wieder zu den Ratten in den Thurm sperren soll, und die Bürger und die Weiber und die Kinder und die Buben. An die Mädchen denk' ich gar nicht, oder nur an Eine, an welche dieser Brief

kommt. An die Monica denke ich des Morgens und des Abends, auch in der stillen Nacht, wann alle Andern schlafen und ich die Wacht halten muß.

Wir haben hier einen künstlichen Mann — er bringet Dir, allerliebster Schatz, dieses Briefelein — der ist mit dem Kaiser Karolo dem Fünften im heißen Afrika gewesen, wo alle Leute ganz schwarz gebrannt werden von der Sonne, was allhier auch wohl bald kommen wird, wenn der liebe Gott nicht ein Einsehen thut. Dieser künstliche Mann hat mich gelehret ein künstlich Gesätz zu machen, und nun mach' ich alleweg Reime auf den Namen Monica, als:

Sie ist nicht da!
Ach, wär' sie da!
Wann ich sie sah!
Wär' ich ihr nah!

und so fort. Aber ich kann noch keinen aufschreiben, weilen ich allemal gleich fertig bin. Liebes Lieb, behalte mich fest und treu eingeschlossen in Deinem Herzen; es ist mir hier in der Ferne immer, als müßtest Du immer schöner werden. Vergiß mich nicht und gedenk, wenn ich auch wollt', ich könnt doch nimmer Dein vergessen. Wenn doch nur Krieg werden und mein Herr Graf mit ausreiten wollt'! Gold, Silber, Edelgestein und alle Schätze wollt' ich für die Monica erreiten. Da sollt' der Vater

wohl große Augen machen über den Claus, den Nichts-
nutz, wenn er käme auf stolzem Roß und hinter ihm
hätte einen langen Schwanz von Knappen und Knaben,
in Sammet und Seide angethan. Und zwei kohlraben-
pechschwarze Mohren, wie die Frau Churfürstin von
Brandenburg allhier einen mit hergebracht hat, müßten
dabei sein und müßten mit ihnen führen einen weißen
Zelter vor die Pfarre zu Holzminden. Und dann würde
ich sprechen: Herr Pastore, grüß Euch Gott und guten
Tag und — wie nun? Hier ist nun der Lump, der Tau-
genichts, der Bösewicht, der Windbeutel, der Eckenbre-
cher, der Claus; wollt Ihr ihm nun Euer Töchterlein
mitgeben in Güte? — Hei, allerliebstes Lieb, wir wollten
den Alten schon herumkriegen! Musikanten — Flöten und
Pfeifen, Posaunen und Pauken hätt' ich mitgebracht, und
darzu hinge der ganze Himmel voll Geigen. Und Flöten,
Pfeifen, Posaunen und Pauken, die spielten uns all-
gesammt zu einem Reigen um und durch die ganze Stadt
und zuletzt in die Kirche. Da traut' uns der Vater selbst,
und Bier und Wein sollt' auf dem Markt fließen allem
Volk, als ob der römische Kaiser gekrönet würde in des
Reiches Stadt Frankfurt am Mainstrom. Und der Bür-
germeister Uhlenhut und der Rathsdiener Schöppelmann
die sollten mir die Schleppe tragen, das stehet baumfest.

Ach, ist das nicht alles eitel Träumerei und Thor-

heit? Aber mir ist's doch, als sollt und müßt es einst Wahrheit werden. Und warum auch nicht? Seltsamere Geschichten haben sich zugetragen, wie in den alten Historienbüchern sattsam zu lesen ist.

Hier ist noch immerfort ein groß Getös und Tummultus und wird noch alleweil stärker von wegen dem heiligen Born. Fürsten und Volk drängen sich, daß man fast bange wird ob der gewaltigen Menschheit und Einem der Kopf schwindelt. Viel Kranke sind gesund worden durch die Kraft des guten Wassers und haben ihre Krükken oder Abbildungen ihrer bösen Gliedmaßen aufgehänget an der großen Brunnenlinde. Aber es ist auch ein alt Weib gehänget, so viel Giftwerk getrieben hat und mit gestoßenem, venedischem Scheibenglas die Leute vergeben hat; doch die Schlimmsten laufen noch frank und frei herum. Ich trinke das heilige Wasser auch, obgleich ich ganz heil und gesund bin, aber vielleicht hilft's für künftige Tage, und Vorsicht zieret den Mann. Wohl wünschte ich Euch her einmal, um das Treiben und Wesen allhier zu sehen. Ich hab' hier hochgelahrte Bekanntschaften gemacht, wobei dem Herrn Vater das Herz im Leibe hüpfen würde — der Herr Rectore Hudbäus aus Minden lässet ihn fein grüßen — bin aber selbst doch nicht gelahrter dadurch worden. — Es gehet allzu seltsam hier zu! Einen blinden Teufelsbanner, den das Volk

Simon den Zauberer nennt, haben wir jetzt auch hier; der treibt mit Macht die bösen Geister, Teufel und Gespenster aus, vorzüglich aus den Weibern, als worinnen die meisten stecken, wie man saget. Die Geister reden leibhaftig aus den Besessenen, daß Einem die Haare zu Berge stehen, und der blinde Teufelsbanner krähet wie ein Hahne und brüllet und schreiet gräulich, daß es erschrecklich zu hören und zu sehen ist. Es kamen auch zwei schöne Dirnen zu dem heiligen Born, die auch mit dem Teufel besessen waren. Aus der einen trieb der blinde Simon den bösen Feind sogleich fort, und hat sich aus Dankbarkeit die Erlösete dem Zauberer mit Leib und Seel' ergeben und folgt ihm auf Schritt und Tritt gleich einem Hündlein. In der andern, der schönsten Dirne, aber stecket noch der unsaubere Geist und will nicht weichen — die Dirne aber wohnet auf dem Schlosse zu aller Leute Bedenken; denn seit sie da ist, ist unser Herr Grafe gar nicht mehr wie sonst. Die Leute flüstern und schwatzen, auch meinem genädigen Herrn sei's nun angethan, und ein fremdländischer Mann hat diese Dirne schon verflucht, als wir die Brunnengesetze anschlugen, und ein Jeglicher meinet, wenn der Graf die schöne Dirne nicht von sich stieße, so würde es zu einem bösen Ende kommen.

Ach, gäb's doch Krieg! Das würde nicht nur mir, sondern auch meinem jungen Grafen helfen! Ach, gäb's

doch Krieg, im Sturm möcht' ich Dich erobern, mein Lieb, und Dich heimholen. Es heißet wohl mit Recht: nimmer Dienst, nimmer Lohn; ach, wie möcht' ich um die Monica dienen, und wenn's sieben oder siebenmal sieben Jahre wären. Gott schütze Dich, mein Lieb, und behalte mich lieb, Du! Vergiß mich nicht und sorge Dich nicht, ich komme einst und hole Dich und trage Dich auf den Händen und im Herzen bis in die Ewigkeit hinein. — Jetzt aber muß ich meine Geschrift zu einem Ende bringen, weil das Papier mir mangelt und ich auch wieder zu Pferde und hinaus in die greulige Sonne muß. Gieb dem Boten, dem Wichtelkaspar, einen frischen Trunk, daß er sich freue, und schreibe mir auch, wie es geht bei Euch und wie es steht in Deinem Herzen und ob Du mir auch noch immer gut bist. Der Kaspar wird's mir zustellen, wann er heimkehrt gen Pyrmunt von seiner Bettelfahrt durch die Lande. Nun lebe wohl, rosenrothes Lieb, und gedenke an mich im Wachen und im Traum! Wenn mir der Geigenkaspar Deinen Brief zu Handen gebracht hat, so will ich wiederum an Dich schreiben, und werd' auch wohl einen Boten finden, so es herüberträget. Lebe wohl und gedenke an Deinen Herzliebsten

Claus Eckenbrecher,
des Grafen zu Pyrmunt, Herrn Philipp's
von Spiegelberg freien Reiter.

Am dritten Tage des Heumonds, Eintausend fünfhundert sechs und fünfzig, bei der allergrausamsten Hitz." — —

Wie leuchteten die Augen des jungen Mädchens, als sie mit diesem Schreiben ihres Schatzes zu Ende kam. Der Fiedelmann schaute ihr lächelnd in das Gesicht, nickte ihr mit den Augen zwinkernd zu und murmelte dabei vor sich hin:

„Ja, ja, hab's immer gesagt und gesungen, es ist ein gut Ding um die Jugend."

„Wie dank ich Euch, daß Ihr kommen seid," sagte die Monica. „Ich war in so großen Aengsten, seinetwegen."

„Ho, ängsten müsset Ihr Euch nicht um den Buben, Jungfräulein, und was ich gethan hab', das ist recht gern geschehen."

„Dank Euch! Dank Euch!" rief die Monica, und der struppige Hund des fahrenden Mannes erfuhr nun auch, daß ein fröhlich Herz am liebsten giebt. In ihrer Herzensfreude stellte ihm die Monica einen ganzen Topf voll Milch zum Ausschlecken hin und fing an ihren Brief von Neuem zu studiren, bis der Köter mit seiner Milch fertig war und Kaspar Wicht den leeren Bierkrug niedersetzte und sich erhob.

„Das wär' nun richtig bestellt, Jungfräulein, und—

nun — wie wär's mit der Antwort an den Liebsten, he? Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wisset Ihr, nun will ich gehen und umschauen im Land, ob die Mildthätigkeit und die Herzensfröhlichkeit durch die große Hitze ganz eingetrocknet und verdörret ist, will den Leuten die Weise vom Rosenkranz geigen und die Weise von der Schlacht bei Raven. Und dann will ich wieder vorgucken in einigen Tagen, daß Ihr mir anvertrauen möget, was Ihr dem Feinslieb in der Ferne zu melden habet. Gut will ich's abliefern, schönes Jungfräulein, wenn's Gottes Wille ist und der Bettelvogt mich unterwegs nicht bei Kragen nimmt. Na, der liebe Gott wird wohl nichts dagegen haben, er hat ja doch seinen Hauptspaß an solchem jungen, thörichten Volk, wie Ihr seid. Also wollt Ihr?"

Erröthend und verlegen nickte die Monica und blies in das Feuer auf dem Herde, was gar nicht nöthig war; denn lustig genug flackerten die Flammen um den singenden Topf.

„Also abgemacht; gebt mir ein Patschhändlein und macht's wohl, bis daß ich wiederkehr'!"

„Behüt' Euch Gott!" sprach das Mägdlein, und der Geiger ging und geigte am selbigen Abend noch zu Bevern vor dem Schloßgesinde, bis ihn der Schloßherr, welchem vor Kurzem das sechzehnte Kind weggestorben war, vergeben durch eine lose Hexe, gleich den fünfzehn vorhergegangenen Würmern — vom Hofe trieb. Zu Wol-

fenbüttel büßte die mörderische Unhuldin dafür auf dem Scheiterhaufen. —

Während der Fiedler also im Lande umherstrich, stahl die Monica ihrem Herrn Vater einen schönen Bogen weißen Papieres und heimlich, daß Niemand dahinter käme, schüttelte sie ihr Herzlein darauf aus. Sie schrieb so zierlich, wie eine Lerche schreiben würde, wenn ihr einmal einfiele, ihre Lieder, statt sie hoch oben in der blauen Luft auszujubeln, dem Papiere anzuvertrauen. Ehrn Valentin Fichtner war seinem Töchterlein ein guter Meister und Lehrer hierin gewesen.

Nach acht Tagen kam der Wichtelkaspar, seinem Versprechen gemäß, zurück und sang, diesmal bei vollständiger Abenddämmerung, vor dem Pfarrhause zu Holzminden:

„Ein Briefelein
An meinen Schatz
In weiter, weiter Ferne,
Das schrieb 'ch fein
Und legte drein,
Was ich ihm gäb so gerne:
An jedes Ecklein
Einen Kuß,
Und in die Mitte
Tausend Gruß,
Viel Bangen, Hoffen, Seufzerlein,
Mein ganzes, ganzes Herzelein —
Eia, eia, ei, ei, ei, eia!“

Einen künstlichen, verschnirkelten Pfiff und einen vollen Bogenstrich über die Saiten seiner Fidel hing er daran. Der Hund, welchem plötzlich die Erinnerung an einen leckern Milchtopf in den rauhen Kopf kam, sprang mit Gebell voran. Es war sehr gut, daß der Herr Pastor eben mit dem Spaten in der Hand, im Garten auf einen Maulwurf lauerte, der ihm durch sein Wühlen schon viel Kummer und Aerger verursacht hatte. Auch den Maulwürfen wurde es allmälig zu unheimlich und schwül in der dürren Erde! —

Wenn Ehrn Valentin nichts von dem Gesang des Geigers vernahm, so hörte ihn desto besser die Monica, und sie segnete die Dämmerung, welche ihr erglühendes Gesichtchen dem fahrenden Manne verbarg. Scheu schlüpfte sie zu ihm heraus und drückte ihm verstohlen mit einem Pathengulden aus ihrem Sparhafen die Antwort an den Claus in die Hand.

„So ist recht, das wird einen Jubel geben auf dem Schloß Pyrmont!“ flüsterte der Spielmann, als er beides nahm. Es war nur ein kleines, kleines Briefchen, welches in den Bettelsack glitt. Es stand aber gar Vieles und Wichtiges darin, und mehr und noch Wichtigeres ließ sich zwischen den Zeilen herauslesen.

So schrieb die Monica Fichtner:

„Mein herzlieber Claus!

Deinen Brief habe ich gelesen. O, wie hab' ich mich gefreut darüber. Ich war sehr traurig, seitdem Du weggefahren bist in der Nacht mit dem Schiff; doch nun ist es gut, denn ich weiß, daß Du noch am Leben bist. Als ich Deinen Brief gelesen hatte, waren meine Augen naß und roth, und da mußte auch grade der Vater nach mir rufen. Ich schob Alles auf das Herdfeuer und den Rauch. Ich lasse nun Deinen Brief nicht eher von mir, als bis Du mir einen andern schickest, und dann auch nicht, denn dann lege ich beide zusammen. Bitte, schicke bald den zweiten!!! Es ist doch recht traurig für ein armes Mädchen, wann es keine Mutter mehr hat! — Bei uns ist noch Alles so wie es war; wir haben hier auch einen sehr dürren Sommer. Meine Blumen sind alle todt und verwelkt, daß ich schier weinen möchte, wenn ich den Garten anschaue. Die Weser ist ganz weggetrocknet, und alle Leute klagen sehr und fürchten eine große Hungersnoth. Der Vater ist sehr gut gegen mich; aber von Dir spricht er kein Wort, weder im Guten, noch im Bösen; ach, lieber Claus, wie soll das werden?! Neulich hat er auch — ich meine den Vater — Franz Schlachtmeyer und Justine Rothenberg zusammen gegeben. Sie hatten eine große Hochzeit trotz der schweren Zeit, und alle Leute, wenn sie auch eingeladen waren und lustig mitmachten, haben sich

schrecklich darüber aufgehalten. — Wenn ich auf solcher Hochzeit auch mit Andern tanzen mußte, so war's mir doch immer, als hätt' ich Dich im Arm, lieber Claus, obgleich wir niemalen zusammen getanzt haben, als nur, als wir noch Kinder waren, wann uns der einbeinige Hansel den Dudelsack aufspielte. Der Vater wollte es ja nie haben, daß Du mit mir tanztest.

Lieber Claus, wann so viele Menschen am heiligen Born zu Pyrmont versammelt sind, so sind gewißlich viele viel schönere Dirnen als ich darunter; allerliebster Claus, thu' mir um Gottes Willen nicht das große Herzeleid an und schaue zu viel nach ihnen. Wann Du es thust, so muß ich mich darüber zu Tode grämen, denn ich werd' es ganz gewiß bis hieher fühlen. Lieber Claus, gedenk', daß Dich niemalen Eine so lieb haben wird, wie ich.

Der alte katholische Pastor hat den Vater noch mehrmals besucht. Mit ihm ist auch der junge Mönch gekommen, jener mit den feurigen Augen, der so bleich ist. Ich fürchte mich erschrecklich vor seinen Augen, und himmelangst ward mir zu Muthe, wie ich merkte, daß sie immerfort auf mich gerichtet sind. Wie die Beiden das nächstemal in ihrem Kahn herüberkamen, lief ich fort und versteckte mich, bis sie wieder gegangen waren, und solches war gewiß recht thöricht; der Vater hat mich auch schön ausgescholten, daß ich nicht zur Hand war.

Ich bin immer in heimlicher Angst, wie ich schreibe, und denk' alle Augenblicke, der Vater schaut mir über die Schulter und sieht, was ich mache und wie lieb ich den Claus habe. Ich glaube, es ist sehr unrecht, daß ich an Dich schreibe; aber ich thue doch nichts Böses, wenn ich es thue — nicht wahr? Ich muß schließen; denn ich halt's nicht aus vor übergroßer Angst, daß der Vater mich ertappt. Bleibe mir treu, wie ich Dir treu bleibe! Vergeß nicht, vergiß niemalen Deine

Monica.

Nachschrift: Behüt Dich Gott!

Nachschrift: Um Gottes Willen keinen Krieg!! Bedenk', daß Du auch todtgeschossen werden könntest, wie mein Bruder Johannes. Ach, der Krieg muß etwas Schreckliches sein, und wenn Du umkämest, Claus, so müßt ich auch sterben.

Nachschrift: Nochmals vieltausendmal Lebewohl, lieber, lieber Claus! Schreib' mir recht bald wieder und zieh' nicht in den Krieg. Behalte ewiglich lieb Deine

Monica Fichtnerin.

Holzminden, am 1ten des Erntemonats, als alle Leute hofften, es käme ein Gewitter. Es kam aber keins." —

Dieses Schreiben war mit des Vaters rothem Siegelwachs fast unauflöslich verklebt; in Ermangelung

eines Petschafts war jedoch nur die Spitze eines Fingerhuts darauf gedrückt. Da dieser Fingerhut aber sehr klein war und gewöhnlich an dem niedlichen Zeigefinger der Geliebten steckte, so konnte und durfte den Claus Eckenbrecher kein einziges der hunderttausend kaiserlichen, fürstlichen, hochadeligen und adeligen Wappen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation mehr erfreuen, und es ergreift auch der Erzähler dieser Historie die günstige Gelegenheit und versichert, daß er Briefe, die auf solche Weise durch Fingerhüte verpicht und versiegelt sind, viel lieber annimmt, als andere mit künstlicheren aber auch unliebenswürdigeren Siegeln.

Der Geiger Kaspar Wicht war noch mitten im Abschiednehmen und eifrigsten Versicherungen der Treue und Zuverlässigkeit begriffen, als Ehrn Valentin Fichtner durch sein Erscheinen die Verhandlungen zu einem Ende brachte. Der Pastor hatte den Lohn seiner Geduld empfangen, der lang verfolgte Troglodyt war erlegt. Zwischen dem Töchterlein und dem fahrenden Mann erschien der Pastor, den Spaten in der rechten Hand und den erschlagenen schwarzen, weichpelzigen Gartenverwüster in der linken.

„Mit wem schwatzest Du da, Monica? Ei, ist der Vagabundus, der Lappenhäuser schon wieder da? Eheu,

was für ein Leiden das ist! Hast Du ihm einen Heller verabreichet, Mägdelein?"

„Ja, mein Vater!" sagte schüchtern Monica.

„Gut, so halte Dich nicht auf, laß den Mann seines Weges gehen und komm mit in's Haus, wir wollen den Abendsegen beten und um Regen bitten; aber alle unsere Bitten wollen wir in den Herrn stellen. Da schau' Monica, den schwarzen Burschen, welcher mir soviel Mühe gemacht hat. Gehet mit Gott, Fiedler, und nehmet meinen Rath an, lasset vom Herumtreiben und haltet Euch an eine ehrliche Arbeit."

„Das thu' ich lang, Herr Pastore."

„So?! Ei! Und was treibet Ihr, wenn man fragen darf, was treibet Ihr außer Eurem nichtsnutzigen Geigenspiel?"

„Briefe trag' ich im Land umher! Gute Nacht, Ehrwürden!" rief der Geiger und sprang, trotz seinem hohen Alter, in weiten Sätzen gegen die Weser hinunter.

„So, so? Ei, ei?!" murmelte der Pastor. „Komm Monica!" Vater und Kind traten in das Haus, und der Alte schloß sogleich die Thür. —

Fast die ganze Nacht hindurch schritt der Fiedler stromabwärts auf dem Schifferpfade neben dem Fluße hin. Die Bauern vernahmen, aus dem Schlaf erwachend,

sein Saitenspiel, wunderten sich und drehten sich auf dem Stroh auf die andere Seite, um weiter zu schnarchen.

Erst um Mitternacht machte der alte, rüstige, wandernde Spielmann Halt. Auf einen Stein mitten im Flußbett, der sonst hoch vom Wasser bedeckt war, saß er nieder, kaute an einer Brodrinde und hörte dem leise zu seinen Füßen dahin kriechenden Wasser zu. Als er seine kärgliche Mahlzeit zu Ende gebracht hatte, strich er einigemale über die Fiedel, ließ dann den Bogen sinken und sang:

„Nun stecke ich fest in dem Sumpfe hier,
Und um mich zuckt es und flimmert's;
Es krabbelt und kribbelt das Sumpfgethier,
Doch goldig leuchtet's und schimmert's.

Viel glänzende Flammen um mich her
Viel seltsamen Reigen schlingen,
Und fern in der Schenke der Brummbaß brummt,
Und Geigen und Hörner erklingen.

Ja, fern in der Waldschenk Tanzmusik! —
Es fehlt nur die eine Geigen;
Sie merken's nicht und sie achten's nicht,
Und lustig und wild schweift der Reigen!

Rings um mich ist Nacht, es schwand der Mond;
Wo sind nur die Sterne geblieben?
O Du Irrlichtervolk, das im Sumpfe wohnt,
Sag', was hast Du mit mir getrieben?

Ja, fern in der Schenke zum blutigen Herz,
In dem nächtlich dunkelen Walde,
Da tanzet mein Lieb und treibet Scherz,
Ach weh, sie vergaß mich gar balde!

O Du Irrlichtervolk, das im Sumpfe wohnt,
Tanz Du nur nach meiner Geigen!
O Ihr Kröten, Ihr Unken, so viel Ihr mich hört,
Kommt alle, ich spiel' Euch zum Reigen!"

Als der Wichtelkaspar dieses Lied beendet hatte, seufzte er schwer und saß noch eine ganze Zeit in tiefem Grübeln da und streichelte den Kopf seines Hundes. Dann aber sprang er jählings auf und schüttelte sich:

„Ach, thörichter, alter Knabe, das Vergangene ist vergangen und bleibt vergangen; verdorben bin ich, verdorben bleib' ich, und der grüne Ast ist lang zusammengebrochen unter mir — plumps — juchhe! juchhe! vivat das Wandern und der ewige blaue Montag!

Vivat! vivat Kaspar Wicht —
Der Wind geht über die Haide,
Das ist mir nicht zum Leide!
Es geht der Wind gelinde,
Ich fahre mit dem Winde!
Juchhe!"

Nach diesem tollen Ausbruch warf er den Bettelsack wieder auf die Schulter, nahm die Fiedel unter den Arm

und schlug einen kleinen Trab an, wobei er die nächste Stunde durch ununterbrochen vor sich hin murmelte:

„Immer der Nase nach! immer der Nase nach! immer der Nase nach!“

So zog der fahrende Spielmann Kaspar Wicht gen Pyrmont mit dem Brieflein der holden Monica Fichtner. So ward Herr Leonhard von Taxis abermals in seinen Gerechtsamen beeinträchtigt! — —

Elftes Capitel

schließt den ersten Theil der Geschichte vom heiligen Born.

Der Licentiat Herr Hermann Hamelmann in seinem Tractat von der Hölle, ihren Namen und ihrer Pein; von den Segen, Wicker und Kristallen Teuffel, das ist von den Nachweisern, Schwarzkünstlern, Teuffelsbeschwörern, Kristallensehern und dergleichen, schreibt wüthend und außer sich, pagina 98:

„Ich kann mich nicht enthalten und muß sagen von der großen, stinkenden Landlügen des lügenhafftigen unverschämpten Fischfressers und Carthäuser-Mönchs Laurentii Surii, der also schreibet: wie daß sollte dem

heiligen thewren Mann Luthero, Anno 1545 ein Mägdelein aus Meissen vorgebracht sein. Und als er dasselbige in die Sacristerey gefordert, sollte er haben den Teuffel beschworen nach Lutherischer Art. Jedoch hätte ihn der Teuffel bespottet und unter dem hätte sich gern der Luther vertrollet und ein' Ausflucht genommen. Aber der Teuffel hab die Thür berannt, daß er nicht daraus möchte, darumb er auch sich befleißiget zum Fenster hinaus zu fliehen, aber umb das eysern Gefeß halben hab er nicht können entweichen, und hätten Etliche durch die eysernen Gitter ihm ein Axt einwerffen müssen, damit er die Thür geöffnet und davon gelaufen. Also hat's der Lügenmaul und böshafftige Schelm und unflätige Lügenschreiber sampt seinem Trucker Gervino Calesio, recitiret."

Es war diese Beschuldigung des frechmäuligen Karthäusers in der That danach, um darob in Wuth und außer sich zu gerathen. Vor dem Teufel Reißaus nehmen?! O infamia! Gab es wohl eine niederträchtigere Beleidigung, als solche Anschuldigung? O Gräuel und Schmach, über den Pater Laurentius Surius! Welcher lutherische und katholische Kämpfer der Zeit der großen Kirchenspaltung hätte sich durch das Fenster errettet vor dem Affen Gottes und seinem Spuk? O blasphemia!

Hohnlachen und Spott der Kinder über Dich, Lau-

rentius Surius! Das Dintenfaß dem bösen Feind an den Kopf! In die Tiefe, in den großen Abgrund mit Euch Allen, die Ihr Namen habet: Lucifer, Satan, Belial, Beelzebub, Oriens, Pargimon, Mammon, Buflas, Hypocras, Coap, Abiger, Bilech, und so fort, so fort!

Auf sie mit Singen und Beten, mit gesegneten Palmen und geweihten Lichtern, mit Stahl und Feuer! Auf sie! Nieder, nieder mit ihnen in den tiefsten Abgrund der Hölle! — — — An den Teufel glaubte Jedermann, sein Erscheinen in tausendfältiger Form, in allen vier Elementen, in Menschen- und Thiergestalten, bezweifelten weder Kaiser noch Pabst, weder Reformatoren noch Mönche, weder Gelehrte noch Volk: weshalb sollte das Schloß Pyrmont daran zweifeln?

Ein Papier mit seltsamen Charakteren bemalt und beschrieben mit den drolligen Worten:

Amarathonta, tiros, posthos, cicalos, cicattri, eliapoli, starras, polen, solemque, linarrasque, edipos, edulpes, mala, draphanus, ulphanus, trax, caput orontis jacet hoc in virtute montis — hatte Simon der blinde Magier auf das schöne Haupt Fausta's gelegt, und den schönen Leib der Tedesca hatte der böse Feind ärgerlich und widerstrebend verlassen, um — nach der Meinung von allem am heiligen Born versammelten Volk — von Herrn Philipp von Spiegelberg, Grafen zu Pyr-

mont, Besitz zu ergreifen. Und dasselbe geheimnißvolle Papier wollte auf dem wirren Lockenkopfe des jungen Grafen, von der betrübten Ursula heimlich darauf gelegt, während der Bruder schlummerte — durchaus nicht wirken, wie wir aus der Liebesepistel Claus Eckenbrecher's bereits herauslesen konnten.

Zu solcher großen Noth und Trübsal füllte sich das Schloß auf dem heiligen Anger immer mehr mit den vornehmsten Gästen aus der Nähe und der Ferne, und „empfing davon nicht wenig Anfall und Schaden".

Mit geziemendem Gefolge kam von Koburg Frau Katharina, Herzog Hansen's von Sachsen Gemahlin, welche den Brodelbronn für ihres Leibes Gebrechen brauchen wollte. Eine große Ehre und Freude gedachte sie den drei Spiegelberg'schen Geschwistern durch ihre Einquartierung auf dem Schlosse anzuthun.

Es erschien auch Herr Konrad, Graf zu Teckelnburg, der Letzte seines Stammes, welcher vermeinte durch Kraft des Wunderbrunnens wenigstens der Vorletzte seines Geschlechtes zu werden. Er täuschte sich aber und zog hager und dürr ab, wie er gekommen war, und seine Frau wurde ebenfalls durchaus nicht rundlicher durch das gute Wasser, welches ihr Ehegespons getrunken hatte.

Kurze Zeit nach der Ankunft des Teckelnburger's kam Graf Sigismund von Gleichen, der viel besser

*

gethan hätte, wenn er zu Hause geblieben wäre; er verschied nämlich durch die allzu kräftige Wirkung des heiligen Borns.

Was hilft es, das Register fortzusetzen? Der fürnehme Besuch war nur mit der Mäusenoth, welche den Bischof Hatto von Mainz überzog, mit einem gefräßigen Heuschreckenschwarm, mit der Freierschaar, welche das Haus des vagabondirenden Dulders Odysseus kahl fraß, zu vergleichen. — Der Born zu Pyrmont hat unter andern guten Eigenschaften auch die, daß er einen tüchtigen Appetit erzeugt, und die lieben Gäste legten sich durchaus keinen Zwang auf in dieser Beziehung, sondern hielten sich wacker an die Speisekammer, die Küche und den Keller der drei Spiegelberg'schen Geschwister. Die arme Ursula, den ganzen Tag über und tief in die Nacht hinein Trepp auf Trepp ab gejagt, verlor immer mehr alle Erinnerung an vergangenes, behagliches, friedliches Stillsitzen, an frühere ruhige Nächte voll gesunden, traumlosen Schlafes. Zusehends magerte sie ab und fing allmälig an, an Schwindelanfällen, Blutdrang nach dem Kopfe, Gedächtnißschwäche und dergleichen zu leiden: das Wasser des heiligen Borns war dagegen natürlich ohne die mindeste Wirkung.

Selbst die muthwillige, sorglose Walburg blickte jetzt oft ganz bedenklich drein und suchte sich stellenweise

nützlich zu machen, steigerte dadurch aber nur die allgemeine Verwirrung. Fräulein Ursel und die übrigen Haus-, Hof- und Küchen-Tyranninen verbaten sich daher auch bald genug jedes thätige Eingreifen ihrerseits; behaupteten, die Walburg stehe nur im Wege, und schickten sie zur — Frau Churfürstin von Brandenburg.

So hatte die Walburg allein auf dem Schloß Pyrmont Zeit und Ruhe, sich um den armen Philipp zu bekümmern, und sich abzusorgen über die große Veränderung, welche mit ihm vorging.

Allmälig ward aus dem lebensfrohen, frischen Jüngling, dem Trinker, dem Jäger, ein menschenscheuer, bleichgesichtiger Patron, welcher durchaus nicht mehr im Stande war, den liebenswürdigen, den angenehmen Wirth zu spielen vor ihren hochfürstlichen Gnaden von Brandenburg und Sachsen-Koburg. Auch seinen männlichen Gästen vermochte der Graf nicht mehr wie sonst Stand zu halten. Herr Konrad von Teckelnburg nahm ihm im Brettspiel und im Würfelspiel viel mehr Geld ab, als bei klareren Sinnen des Gegenparts möglich gewesen wäre. Herr Sigismund von Gleichen trank ihn sogar zur großen Verblüffung, zum — Entsetzen des aufwartenden Eckenbrecher's fünfmal, sage fünfmal unter den Tisch.

„Das weiß der — heilige Liborius zu Lügde!“ sagte Claus Eckenbrecher, welcher sich auf dem linken

Weserufer einen reichen Schatz von katholischen Betheuerungen zulegte. „Ist's die Möglichkeit? Ich sage Euch, Falkenierer, hätt' ich's nicht selbsten gesehen mit meinen leiblichen Augen, kein Teufel hätt' mir den Glauben daran beigebracht!“ —

„Ach, mein armes Brüderlein!“ seufzte Fräulein Walburg von Spiegelberg, „wenn ich doch wüßte, was ihm fehlete! Die alte Hanne in der Spinnstube sagt, das fremde Weibsbild, so hier im Schloß aufgenommen ist, habe es ihm angethan, habe ihn verzaubert und scharfe Nadeln ihm in die Leber gehext. Ich will den Kaplan darum fragen, der muß Kundschaft davon geben können, als ein geistlicher Herre.“

Sie that also und fragte den Schloßkaplan um Rath.

„Hab's lange gemerkt, daß etwas nicht in der Ordnung ist bei unserm gnädigen jungen Herrn,“ sprach dieser würdige Mann. „Wisset Ihr, Fräulein, ich will den Herrn Rector von Minden, Herrn Hermannus Hudbäus, der noch immer zu Oestorf sein Gicht kurirt und große Linderung verspüret durch das gute Wasser, und ein hochgelahrter, frommer Mann, und mein günstiger Freund ist, darob um seine Meinung fragen.“

Er that also und fragte den Rector Hudbäus um seine Meinung.

Dieser schüttelte bedachtsam das Haupt und sprach: „Das ist ein böses Ding, und was das Zaubern von Nadeln in die Leber anbetrifft, so sind die Gelehrten darüber gar verschiedener Meinung. Ich will zum Nutzen meines werthen Herrn Grafen nach Wittenberg schreiben an meinen lieben Freund und Lehrer Herrn Philippum Melanchthon den Mann Gottes. Wenn Einer nach dem Hinscheiden des gottseligen Doctor Martin rathen kann, so ist er es."

Er that nach seinem Worte und schrieb noch an demselben Tage einen schönen lateinischen Brief an Herrn Philipp nach Wittenberg, und Fräulein Walburg schickte einen expressen Boten mit solchem Schreiben ab.

Der Herr Doctor Philipp freute sich über den Brief des Rectors höchlichst und schrieb einen noch schöneren, mit vielen griechischen Citaten ausgeziert, zurück und sendete zugleich neben her ein Packetlein.

In diesem Packetlein befand sich ein in Schweinsleder handfest eingebundenes Buch mit künstlichen Messingklammern verschlossen, welches folgenden kuriosen Titul führte:

Der Teufel selbs
das ist
Wahrhaftiger bestendiger und wolbegründeter Bericht von den Teufeln; was sie seien, woher sie gekommen und was sie täglich wirken.

Derbey ihre große Tyranney, Macht und Gewalt. Item auch ihre Behendigkeit, List und Trügerey. Auff's vleissigst und eigentlichst beschrieben. Item, was von Verzauberungen, Verblendungen, Gifftwerken und sonst viel und mancherley Geplärren des Teufels zu halten sey.

Dieses höchst vortreffliche Buch „trewlich und ordentlich aus Gottes Wort und vieler Galahrten Bücher alt und new zusammengezogen durch Jodocum Hockerium, Osnaburgensem, Prediger der Kirchen Gottes zu Lemgo“ — gewährte der ganzen Reihe der Rathfragenden viel Trost und Erbauung; brachte sie aber doch nicht zu irgend einem Resultate in Bezug auf den Zustand des jungen Grafen. Zum sechsten, zum siebenten, zum achten Male trank der Graf zu Gleichen Herrn Philipp von Spiegelberg unter den Tisch, und er würde seine Siege jedenfalls noch bedeutend vermehrt haben, wenn ihm nicht leider die Gicht in den Magen getreten und Asafötida und Moschus die Parole geworden wären. So entschlief er jedoch wenigstens „seliglich“ in dem stolzen Bewußtsein, daß er als Ueberwinder aus der durstvollen Wüstenei dieses Erdenlebens scheide.

Meister Jodocus Hockerius mochte in seinem Buche Mancherlei gesagt haben von den Teufeln und gute Antwort gegeben haben auf die Fragen: Ob und wie die Teufel Wunder und Zeichen thun können? — ob und

wie sie weissagen und zukünftige Dinge wissen mögen? — ob sie Krankheiten heilen und der Menschen Sinne äffen und betrügen können? — ob sie der Menschen Gedanken erkennen, und auch können in der Menschen Leiber fahren? — ob und wie sie Corpora d. i. Leiber an sich nehmen? — ob sie sich in die Gestalt der verstorbenen Menschen oder Seelen verkleiden mögen? — ob sie Menschen in Thiere verwandeln mögen? — ob sie auch können Träume und Nachtgesichte machen? — ob sie auch Wetter machen und das Gewölk verstören können? — ob sie auch mögen Buhlschaft treiben und wie man sagt Incubi und Succubi werden mögen? — ob sie können Milch, Butter, Wein, Bier, Brod, Eier und andere Dinge stehlen? — — Wie sollte dem Kranken Hilfe geschafft werden, wenn die Zauberin Fausta La Tedesca im Schloß Pyrmont blieb und bleich und schön durch das scheue Gesinde schritt?

Wohl konnte Fausta La Tedesca Wunder und Zeichen thun — wohl konnte sie der Menschen Sinne äffen und betrügen — wohl konnte sie der Menschen Gedanken erkennen — wohl konnte sie Träume und Nachtgesichte machen — wohl konnte sie Buhlschaft treiben, und daß sie in den andern Punkten des dämonischen Sündenregisters ebenfalls gut befahren sei, daran zweifelte weder Walburg von Spiegelberg, noch der Kaplan, noch das

Schloßgesinde. Aber unbewegt von alle dem, was über sie gesprochen wurde, unerschüttert durch alle leisen und lauten Drohungen, die sie auf ihren Wegen verfolgten, blieb Fausta La Tedesca im Schloß Pyrmont. Schon fingen auch die Hintersassen von Spiegelberg an, Leib und Seele ihres jungen Grafen für gefährdet zu halten, und am liebsten hätten sie die „fremdländische Hexe" verbrannt auf einem tüchtigen Scheiterhaufen von grünem Holz, oder sie begraben auf einem Kreuzweg mit einem Pfahl durch das Herz.

Man schoß einen Armbrustbolzen auf die schöne Maid ab, als sie eines Abends mit Herrn Philipp an der Emmer im Mondschein lustwandelte; und der Schuß ritzte ihre weiße, runde Schulter ein wenig, daß drei Blutstropfen durch das feine Hemdlein drangen. Der Thäter, ein Mann aus Löwenhausen, ein Leinweber, wurde jedoch glücklich ergriffen und sagte aus: er hab' die Armbrust abgedrückt aus Liebe zu seinem gnädigen Herrn, und hab' ihn dadurch lösen wollen aus den Banden des gräulichen Gespenstes, so ihn — seinen gnädigen Herrn — gefesselt hatte. Der Graf zu Pyrmont nahm jedoch diese Liebe und Fürsorglichkeit sehr übel auf, ließ ein kurz Gericht halten über den getreuen Knecht Eckhard und hing ihn auf an seinem hochgräflichen Galgen zu einem abschreckenden Beispiel für andere gleichgestimmte wohlmeinende Seelen.

Die beiden Schwestern von Spiegelberg Ursula, und Walburg, konnten nur stillschweigende Opposition gegen den unheilvollen, schönen Eindringling machen. — Nach Martin Luther's Ansicht haben Fürsten und Herren große treffliche Engel, denen sie in Schutz befohlen sind; Kinder und schlechtes Gesinde dagegen sind nur gemeinen Engeln anbefohlen; ach, so hoch der Schutzgeist des Grafen zu Pyrmont in der himmlischen Aristokratie stehen mochte, auf sein Amt gab er gar schlecht Achtung und überließ ihn — höchst wahrscheinlich durch eigene wichtige Geschäfte abgehalten — allen Anfechtungen des bösen Prinzips!

Mit ihren schwarzen Augen sog Fausta La Tedesca Herrn Philipp alle Kraft und Macht aus, daß er immer bleicher und hohlwangiger wurde, immer finsterer und immer menschenscheuer. Am liebsten zog er einsam, nur von seinen Hunden begleitet im Walde umher. Nach tagelanger Abwesenheit fanden ihn seine Jäger am häufigsten am Toren to mayen, dem „Klagethurm", welchen der römische Feldherr Germanicus dem todten Heer des Varus aufgerichtet haben soll. Hier, auf fremdem Gebiet, saß Herr Philipp, die Knie in die Höhe gezogen und das Kinn auf die Knie gelegt, und starrte regungslos in den düstern Forst hinein. Armer Philipp von Spiegelberg, wer hätte das damals gedacht, als Du so fröhlich und

wohlgemuth Neuigkeiten austauschtest an der Fähre zu Holzminden mit dem Bürgermeister und den Bürgern? Armer Philipp von Spiegelberg, war Das das große Unheil, welches der Komet Dir verkündete? —

Die Magierin Fausta hatte den deutschen Grafen gefangen und hielt den Zappelnden in ihrem Hamen hoch in die Luft, und ergötzte sich nicht wenig an dem buntschillernden Farbenspiel des armen Burschen und wußte nichts von Gewissensbissen über solch abscheulich Spiel. Und mit der Fausta hielt Simon Magus die beste Freundschaft und gab ihr viele vortreffliche Rathschläge, sowohl unter der Brunnenlinde, als in dem Schloß Pyrmont und in dem kleinen Zelt auf der stillen Waldlichtung. In diesem kleinen Zelte zündete der Diener des Blinden allabendlich eine hängende Lampe an, und gelockt von dem Schein, welcher durch die zurückgeschlagenen Vorhänge fiel, kamen Nachtkäfer und Nachtschmetterlinge aller Art und umflatterten die Ampel. Seltsame Geschöpfe lockte das Licht im Walde an. Es stieg vom heiligen Born herauf Simon der Zauberer, geführt von jenem jungen Weibe, welches einstmal dem Grafen Philipp auf seinem Morgenspaziergang im wilden Tanz der Besessenen vor die Füße fiel. Nicht umsonst hatte der Magier seine Kraft und Kunst an ihr erprobt; da liegt vor uns eine alte Chronik, von deren staubigen Blättern der Erzähler abliest:

„— und obwohl er blind war und jhre Schönheit nicht sehen konnte, dennoch nahm er sie zu der Ehe und zog mit ihr fort in seine Heimath. Und als sie daselbs wohneten, führet jhn das Weib einsmals auff den Balkon. Da erschienen jhr zwo weiße Münniche, das sonderzweiffel Teuffel gewesen sind, die hulffen jhr, schündeten auch zu, daß sie jhren blünden Kerl durch die Luken herunter stürtzet. Stieg darnath herab, und als die zwei weißen Münche jhr wiederumb erschienen, jhr halffen und zuschündeten, tödtet sie jhn fortan, hieb jhm den Kopf, Hände und Füße ab und stieß jhn in einen Offen, macht ein Fewer umb jhn her, der Meinung jhn aufzubrennen. Aber der Geruch von dem Branten drang zum Hause, das rings umb her versperret war, hinaus, daß man also das Braten über etliche Häuser riechen kundt. Derwegen wurden die Nachbarn wach, brachen das Haus auff und funden das Weib auff frischer That, die jhre Ubelthat frey bekennet, ist auch vom Erbarn Rathe zum Tode verurtheilet und gebürlicher Weise hingericht worden.“

So steht es in den alten, schnörkelhaften Lettern auf dem gelben Papiere. Beim Umwenden der Blätter steigt ein unheimlicher — ein Blut- und Brandgeruch daraus auf; — fort damit, was geht hier uns das Ende Simons des Magiers an? dum vivimus, vivamus!

Seltsame Nachtkäfer und Nachtschmetterlinge, selt-

sames Gesindel sammelte sich um das röthlich strahlende Licht im Zelt des Blinden. Vom heiligen Anger herauf durch den Wald huschte es — ließ Wachtrufe, Pfiffe — Losungsworte und Zeichen erschallen. Hätte der Graf von Pyrmont die geringste Ahnung von dem gehabt, was allnächtlich auf der Waldlichtung am Bomberge berathen und besprochen wurde, die Lampe Simons des Magiers, welche er von den Fenstern seines Schlafgemaches aus an dem Berge gleich einem Pünktchen flimmern sah, wäre jedenfalls ausgeblasen worden.

Die abenteuerlichsten Gestalten — Männer und Weiber — lockte und leitete die Lampe des Blinden; aber der schönste Nachtfalter, welcher heranflatterte, war Fausta La Tedesca — la falsa Maga, welche, wenn das Leben der Nacht im Walde sich regte, vom Schloß Pyrmont her, durch die Dämmerung glitt, um von dem blutrothen Weine des Zauberers Simon zu trinken und seinen Worten zu lauschen.

In dem Zelte des Blinden vollendete Fausta ihre Erziehung — sie, die mit dem großen Meister Tizian Vecelli da Cadore auf dem adriatischen Meere einst schiffte — sie, deren holde Glieder Michel Angelo Buonarotti in Thon nachbildete — sie, welche an der Hand von Fürsten über die Marmorplatten der italischen Paläste schritt.

Du hattest Recht, daß Du den Kampf aufgabst,

Benedictus Meyenberger! Verhülle Dein Haupt, Simone Spada! . . . .

Der Erzähler legt die Feder nieder und stützt das Haupt auf die Hand. Noch sieht er vor sich im grün-goldenen Licht das Thal von Pyrmont mit dem bunten, tollen Leben und Treiben des Jahres Eintausend fünfhundert sechs und fünfzig. Noch leuchten phantastisch all' die farbenreichen Bilder. Um die Feuer lagern die Kranken und die Gesunden, die Sterbenden und die Zechenden und Schmausenden. Auf zusammengeschobenen Tonnen blasen und fiedeln die Bergleute vom Harz; im wildesten, ausgelassensten Reigen drehen sich die Tänzer und Tänzerinnen unter den grünen Bäumen. Noch blitzen die Waffen, noch erklingen die Trompeten, noch heben sich wiehernd die Rosse und drängen sich und schlagen wild aus. Fort und fort kommen und gehen die Züge der Saumthiere und Wagen. Noch waltet unter der großen Bronnenlinde, unter den Gesetzestafeln des Rectors Hermann Huddäus, Simon der blinde Magus, und heilt Kranke und Besessene. Noch wechselt fort und fort das sinnverwirrende Schauspiel; aber — — allmälig, ganz leise, leise verbleichen die glänzenden Farben, und gleich einem Flor, gleich einem dünnen Nebel legt sich's über das schillernde Gemälde.

Und grade jetzt, schau, da zieht ein lustiger Zug aus der dunkeln Thorwölbung hervor, über die Zug-

brücke des Schlosses Pyrmont — wie hinter einem duftigen Schleier bewegen sich die Gestalten der glänzenden Reiter und Reiterinnen vor den Augen des Erzählers. Kaum erkennt er noch an der Spitze des Zuges den jungen Grafen Herrn Philipp von Spiegelberg und Fräulein Walburg seine Schwester, welche den Falken auf dem Fausthandschuh trägt. Pagen und Knechte drängen sich hinter einander und neben einander, und an der Sänfte der Frau Herzogin Katharina von Sachsen-Koburg schreitet gravitätisch Claus Eckenbrecher mit erhobenem Haupte, den Hut in der Hand tragend, daß die lange Hahnenfeder den Boden fegt. — Aus dem Fenster ihres Thurmgemaches beugt sich Fausta — Fausta die falsche Zauberin, und blickt dem Zuge nach, wie er sich gegen den Wald zu bewegt; Simone Spada stöhnt auf seinem Schmerzenslager zu Osnabrück und Benedict Mayenberger legt ihm die alterskalte Hand auf die Stirn.

Fausta lächelt, und Philipp von Spiegelberg ist sehr bleich und hängt trübselig auf seinem Gaule.

Und immer farbloser werden die Bilder den Augen des Erzählers; die Sonne sinkt nicht, aber sie scheint sich zurück zu ziehen in immer weitere Ferne. Immer kleiner und kleiner wird sie und schwimmt endlich nur noch einem winzigen bleichen Stern gleich in dem blei-

farbenen Dunst. Eine ungeheuere Trostlosigkeit und Verlassenheit bemächtigt sich darob des Herzens.

Aber es wird nicht Nacht!

Der winzige Sonnenstern verschwindet nicht ganz. Durch das schreckliche todtenfarbige Halblicht flimmert er, und eines Menschen Augen klammern sich verzweifelnd an den Schein: verschwände auch dieses Pünktchen, so wäre die Zeit vorbei — Alles wäre wieder öde und leer!

Ein dunkles Wasser rauscht, ein Schatten gleitet langsam das Ufer entlang. Das murmelnde Wasser ist die Weser, der Schatten, welcher die Hände nach dem kleinen Stern ausstreckt, ist der kranke Vikarius von Stahle, der Bruder Festus.

Nun ist auf einmal jener Stern zum Lichtschimmer geworden, welcher aus einem Fensterlein am rechten Ufer des Flußes fällt. Das Spinnrad Monica's surrt nicht mehr, müde hat die Jungfrau das Köpfchen auf die Brust sinken lassen, sie schlummert, und die Lampe ist dem Erlöschen nahe. Viel hunderttausend Mädchenherzen träumen von dem morgenden Feiertag und von dem Herzliebsten, und die Monica träumt mit. In seiner Studirstube schreitet der Vater auf und ab; ja — morgen ist Sonntag, viel tausend lutherische Pastöre machen ihre Predigt, und Ehrn Valentin Fichtner ebenfalls.

Horch, da tönt ein Gesang in der Ferne! Ein lang=

beiniger Gesell schreitet durch die dämmerige Nacht heran. Das ist Kaspar Wicht der Fiedelmann, welcher ein zweites Brieflein von dem Claus Eckenbrecher in seinem Bettelsack gen Holzminden trägt.

Wild traurig klingt des Sängers Weise. Er hat auch viel bitteres Herzeleid erfahren in seinen jungen Jahren und singt es eben aus. Es geht kein Wort seines Liedes dem Ohr des Erzählers verloren:

„Den Tod hab ich gesehen:
Er kam im leisen Wehen,
Er kam mit sanftem Hauchen,
Nicht wollt Gewalt er brauchen.
Er kam beim Sterneflimmern,
Bei Mondes bleichem Schimmern;
Kein Lüftlein sich bewegte,
Kein Blatt am Baum sich regte:
Ein Vöglein schwieg im Flieder,
Ein Fünklein fiel hernieder,
Ein Herz hört auf zu schlagen
Zwei Stündlein vor dem Tagen!“

O horch, und nun mischen sich viele lärmende Instrumente in den melancholischen Gesang und verändern die Weise und gell schallt sie fort:

„Nun thu den Tod ich schauen,
Er kommt im wilden Grauen!
Er kommt im Wetterbrausen
Zu Volkes-Noth und Grausen!

Die Glock' zum Sturme rührt er,
Des Krieges Feuer schürt er!
Aus Nord und Süden rollt es,
Aus Osten und Westen grollt es!
Das Schwert in allen Händen!
Die Pest an allen Enden!
Wem mag es wohl gelingen,
Den grimmen Tod zu zwingen?"

Lichterglanz und das Gewühl eines festlich geschmückten königlichen Prachtsaales! Wo blieb der bleiche Stern? Wo blieb der sachte Schein aus dem armen lutherischen Pfarrhause an der Weser? Wo blieb der Gesang des wandernden Spielmannes?

In der großen Stadt Paris, in seinem Palast des Louvre sitzt beim glänzenden Mahl Heinrich der Zweite, König von Frankreich und Navarra. Er lacht, und Diana von Poitiérs lächelt und Katharina von Medicis neigt die sinnende Stirn. Die schönen Damen und die edlen Ritter lächeln und kosen gleich ihrem König; aber zwischen Scherz und Lachen bewegt der Herrscher Unheil in seiner Brust gegen einen andern Herrscher, welcher nicht beim Gelage sitzt; sondern einsam, finster, bleich und krank vor einem Bilde des gekreuzigten Christus im Gebet liegt.

Als dieser andere König sich von seinem Betschemel erhebt, tritt er an den Tisch, auf welchem eine große

Karte von Flandern und Burgund ausgebreitet liegt. Draußen ruft die Wache die Ronde an, Partisanen klirren dumpf auf den Boden. Ein Mönch schleicht lautlos durch die Corridore, lauscht einen Augenblick an der Thür des finstern Königs und tritt ein — hoch klopft unter dem Brustpanzer das Herz des wachthaltenden Soldaten.

Todtenstille herrscht jetzt im Schlosse zu Madrid. Die einsame Ampel, die im Vorgemach Philipp des Zweiten ihr trübes Licht auf den Harnisch des katalonischen Kriegers wirft, erlischt urplötzlich — Alles um den Erzähler her versinkt in tiefste Finsterniß — das Käuzchen, welches sich seit einigen Nächten vor seinem Fenster eingefunden hat, streift mit den Flügeln seine Fensterscheiben und läßt seinen schaurigen Klagelaut erschallen. Schnee liegt auf den Dächern und Bäumen.

Memento mori!

Ende des ersten Bandes.